

Dokumentation

60. Sitzung des Stadtforums Berlin am
29. November 1996

Planwerk Innenstadt I

Kontakt

Stadtforum Koordinationsbüro E-Mail
info@stadtforum-berlin.de

Inhaltsverzeichnis

Inhaltsverzeichnis

Thesepapier „Stadtmitte“

Programm der 60. Sitzung des Stadtforums

Protokoll der 60. Sitzung des Stadtforums

Empfehlungen der Lenkungsgruppe

Prof. Dr. Karl Schlögel: Verlust an Stadt - Stadtzentren in Osteuropa

Dr. Hans Stimmann: Planwerk Berliner Innenstadt

Prof. Dr. Fritz Neumeyer und Prof. Manfred Ortner
„Zwischenergebnis des Projektteams West“

Bernd Albers und Dr. Dieter Hoffmann-Axthelm „Zwischenergebnis
des Projektteams Historisches Zentrum“

Dr. Simone Hain: Erster Kommentar zum Planwerk

Gisbert Dreyer: „Die städtebauliche Kalkulation -
Vermögensaktivierung in der Stadt“
Kurzbiografien der Referenten

Adressen der Referenten

Berlin, im Dezember 1996

Thesepapier „Stadtmitte“

City West, City Ost und historisches Zentrum

Trotz zahlreicher Wettbewerbe und Gutachten in den vergangenen Jahren fehlt bis heute ein Bild für die Berliner Innenstadt, in dem unterschiedliche Traditionen und zukünftige Funktionen zusammengerügt werden. Das Patchwork der Einzelprojekte ist derart undurchsichtig, daß sich das Stadtbild an einigen Stellen fast unbemerkt verändert. Am Spittelmarkt etwa entsteht ein Hochhaus, über dessen Dominanz in der Öffentlichkeit bislang kaum diskutiert wurde. Südlich von dem 22-geschossigen Bürogebäude schließt sich ein 35 Hektar großes Gebiet an, in dem eine komplette Stadt neu entsteht - auch diese Planung wird fast ignoriert.

Vor diesem Hintergrund hat die Senatsverwaltung für Stadtentwicklung, Umweltschutz und Technologie die bisherigen Planungen zusammengetragen und kritisch überprüft. Unterstützt wird sie dabei von freien Architekten und Planern in zwei Projektteams: Historisches Zentrum und City West. Das Gebiet der City West und des historischen Berlins in seinen Zollmauern von 1716 kämpfen insofern gegen ähnliche Probleme, da die Wiederherstellung der ursprünglichen Textur durch die Betonung einzelner Knotenpunkte für Jahrzehnte unmöglich gemacht wird. Die Projekte von Helmut Jahn für das Victoria-Areal und von Richard Rogers für das sogenannte Zoo-Fenster bestimmen dabei die Diskussion im Westen. Die autobahnähnliche Trassierung in der Verlängerung der Leipziger Straße und die Bebauungspläne für die großen Freiflächen bedrohen dagegen im historischen Zentrum ein mögliches Anknüpfen an die Nachkriegsjahre, in denen viel Substanz der offenen Zeilenbauweise geopfert wurde.

Aber die Modernisierung der Berliner Innenstadt ist nicht nur eine gestalterische Herausforderung. Es ist zugleich der Versuch, die Identität der Stadtmitte zu stärken. Es muß dabei aber auch ein Weg gefunden werden, zwischen dem legitimen Bedürfnis der Ost-Berliner, das Zentrum als Teil ihrer Identität zu verteidigen, und der Notwendigkeit für alle Berliner, sich mit dem Historischen Zentrum der Stadt zu identifizieren.

Mit der 60. Sitzung des Stadtforums erhält die seit einigen Jahren laufende Debatte über mögliche Bedeutungsverluste der City West gegenüber dem Historischen Zentrum eine neue Dimension. Zugleich handelt es sich um einen Beitrag zur aktuellen Urbanitätsdiskussion, in der Modernisierung, Nachhaltigkeit und Verdichtung inzwischen zu Schlüsselbegriffen geworden sind.

Programm der 60. Sitzung des Stadtforums

am 29. November 1996 im Gebäude des ehemaligen Staatsrats am Schloßplatz 1, Festsaal, 2. OG, in Berlin-Mitte, 14.00 bis 19.00 Uhr

Stadtmitte

City West, City Ost, historisches Zentrum

Prof. Dr. Karl Schlögel, Europa-Universität, Frankfurt/Oder
„Verlust an Stadt - Stadtzentren in Osteuropa“

Dr. Hans Stimmann, Staatssekretär SenStadtUmTech, Berlin
„Die gemordete Stadt“

Prof. Dr. Fritz Neumeyer und Prof. Manfred Ortner, Berlin
„Zwischenergebnis des Projektteams West“

Bernd Albers und Dr. Dieter Hoffmann-Axthelm, Berlin
„Zwischenergebnis des Projektteams Historisches Zentrum“

Diskussion

Kaffeepause ca. 17.00 Uhr

**Dr. Simone Hain, Institut für Regionalentwicklung und
Strukturplanung, Erkner**
„Ein erster Kommentar zum Planwerk“

Gisbert Dreyer, Roland Ernst Städtebau und Projektentwicklung, Berlin
„Die städtebauliche Kalkulation - Vermögensaktivierung in der Stadt“

Diskussion

Stadtforum Club (ab 19.00 Uhr) Ende der

Veranstaltung (ca. 22.00 Uhr)

Protokoll der 60. Sitzung des Stadtforums am 29. November 1996

Thema: Stadtmitte
City West, City **Ost**, historisches Zentrum
Ort: Gebäude des ehemaligen Staatsrats, Schloßplatz, Berlin-
Mitte, Festsaal
Zeit: 14.00 h Beginn, 20.30 h Ende der öffentlichen Veranstaltung ca. 23.00 h
Ende des Stadtforum Clubs
Anwesende: ca. 600 Personen

Zusammenfassung

Rudolf Schäfer begrüßte die Anwesenden zur 60. Sitzung des Stadtforums. Zum ersten Mal würden die Projektteams ihre Arbeiten am Planwerk Berliner Innenstadt öffentlich zur Diskussion stellen. Das Stadtforum sei dabei als Auftaktveranstaltung für einen breit gefächerten Dialog bis zum Sommer 1997 gedacht. R. S. wies darauf hin, daß es sich dabei nicht um eine informelle Planung handelte, wie es vielfach in den Medien zu lesen war. Die Dramaturgie der Veranstaltung sehe vor, nach einem allgemeinen Vortrag über Stadtzentren in Osteuropa die Planungsteams zu Wort kommen zu lassen. Der zweite Block sei für erste Reaktionen zum Planwerk vorgesehen. Zunächst wolle jedoch der Senator einige einleitende Worte sprechen.

Senator **Peter Strieder** bezeichnete die geplante Veranstaltung als einen Beginn, den notwendigen politischen Abstimmungsprozeß einzuleiten. Berlin müsse endlich als eine zusammenhängende Stadt begriffen werden. Das Planwerk führe bislang getrennte Entwicklungen zusammen. Die Menschen seien eingeladen, in die Innenstadt zurückzukehren und die Mitte als einen Ort des Lebens und Arbeitens anzunehmen. Die bisherige Diskussion habe zumeist die Form der Stadt, nicht aber deren Inhalt thematisiert.

Es sei niemals das Bestreben der Initiatoren gewesen, einen abgestimmten Plan vorzustellen. Ziel sei es, im Verlauf der Abstimmung eine gemeinsame Identität für die Berliner Innenstadt zu entwickeln. Parameter der Planung seien die Leitbilder einer nachhaltigen Stadtentwicklung, die eine intensive Nutzung der vorhandenen Ressourcen ausnutzen solle. Der Suburbanisierung Berlins solle damit nicht weiter Vorschub geleistet werden. Auch gelte es, die ökologischen Vorteile einer Funktionsmischung und der daraus ableitbaren kürzeren Wege nutzbar zu machen. Jeder Interessierte sei eingeladen, an diesem Prozeß mitzuwirken. Nur so sei eine gemeinsame Identität formulierbar.

Karl Schlögel referierte anschließend über die Entwicklungen ausgewählter osteuropäischer Stadtzentren. In den meisten Fällen handele es sich dabei um die Wiedergewinnung der Mitte. Moskau etwa sei im Begriff, die Christus-Erlöser-Kathedrale wiederaufzubauen, Warschaus Zentrum werde derzeit mit Hochhäusern bebaut, Riga restauriere sein Jugendstilviertel. Hintergrund dieser Entwicklung sei, daß die Bürgergesellschaft allmählich wieder zu Kräften kommt und in die Stadt drängt.

Die erste Zeit der Improvisation nach dem Zusammenfall der sozialistischen Systeme sei nun beendet. Die Umbenennung von Straßen und Plätzen sei ein deutliches Zeichen für die symbolische Wiederinbesitznahme der Städte, die in den vergangenen Jahrzehnten förmlich leerräumt worden seien. Auf der Suche nach einer neuen Gestalt würden Straßen zurückgebaut, aus Aufmarschplätze würden Stadtplätze.

Der Verlust an Stadt sei durch die Gewaltgeschichte des Zweiten Weltkriegs und durch die anschließende Desurbanisierung hervorgerufen worden. Ein Großteil des Stadtbürgertums sei durch Vernichtung (Holocaust) und Verdrängung (Neuordnung Osteuropas nach 1945) aus den Mitten verschwunden. Königsberg etwa existierte nach dem Krieg nicht mehr. In Breslau sei

die gesamte Bevölkerung ausgetauscht worden. Hinzu komme, daß die heutigen Stadtzentren das Resultat brutaler Entmischung seien.

Hans Stimmann stellte nach dem einführenden Vortrag die politischen Hintergründe vor, die als Grundlage für die Erstellung des Planwerks gegolten hätten. Er erläuterte die Methode, nach der die vorhandene Stadt als Grundlage genommen worden sei, auf die eine neue Schicht gelegt werden solle, und merkte an, daß die Autobahnplanung von 1962 die letzte gesamtstädtische Planung gewesen sei.

In einem kurzen Lichtbild-Vortrag stellte er die wichtigsten Bereiche der Planung in ihren Zuständen nach der Zerstörung (1945) und nach der Freiräumung (1955) vergleichend dar. Die Martin-Luther-Straße, das Kulturforum, der Spittelmarkt, die Leipziger Straße, Fischerinsel und Marienviertel seien gewissermaßen tiefe Wunden im Stadtgefüge. Die Entwicklung dieser Bereiche sei eine Herausforderung für die kommenden 20 bis 30 Jahre und zugleich ein Beitrag zur laufenden Urbanitätsdebatte, in der Nachhaltigkeit, Dichte und Identität inzwischen zu Schlüsselbegriffen geworden seien.

Fritz Neumeyer eröffnete die Beiträge der Projektteams, indem er die Parameter der Vorgehensweise auf einer theoretischen Basis erläuterte. Jeder trage einen unterschiedlichen Begriff von Stadt in sich. Ziel der Arbeit am Planwerk sei in diesem Sinne gewesen, Worte und Satzfragmente zusammenzuschreiben und als eine Art Herausgeber neu zu editieren.

Man könne heute von einem Paradigmenwechsel sprechen: Die Anonymisierung der Gesellschaft sei bereits soweit fortgeschritten, daß der öffentliche Raum verschwinde. Das werfe die Frage auf, welche Stadt die moderne Gesellschaft eigentlich brauche? Der Stadtraum werde zum Durchgangsraum für eilende Bewegung und nehme mehr und mehr den Charakter eines einzigen Werbeträgers an. Dieser Aullösung der Städte müsse entgegengewirkt werden. Die Wiedergewinnung von Typus und Permanenz sei dabei ein erster Schritt. Ziel sei es, Stadt wieder als ein zusammenhängendes Raumgefüge zu betrachten und sich von der modernen Stadt, die die Objekte im Raum verteilt habe, zu verabschieden. Die Stadt werde als Stadt der Gleichzeitigkeit gelesen und basiere auf der Koexistenz von Alt und Neu.

Nach der theoretischen Erläuterungen stellte **Manfred Ortner** den Vorentwurf des Projektteams City West vor. Besonderes Augenmerk hätten die Bearbeiter auf den Breitscheidplatz/Hardenbergplatz und das Kulturforum gelegt. Die Planungen für das Zoo-Fenster und der Denkmalschutz des Schimmelpfenghauses seien dabei zur Grundlage gemacht worden. Ziel sei es, den Bereich um die Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche durch vertikale Dominanten zu betonen und Richtung Osten weiterzuentwickeln. Im Bereich der Schillstraße müßte der architektonische Gestaltungsschwerpunkt auf die Kreuzungsbereiche gelegt werden. Für die Planungen im Kulturforum gelte, daß der Bereich im Scharoun'sehen Sinne zu einer Stadtlandschaft weiterentwickelt werden müsse. Das Kulturforum sei als ein Teil des Tiergartens zu verstehen. Die Potsdamer Straße solle als eine Art Parkway durch das Kulturforum führen.

Dieter Hoffmann-Axthelm vom Projektteam Historisches Zentrum versicherte, daß der Plan keine vollendete Tatsachen darstelle, sondern als Strategieplan zu verstehen sei, der zwei Ebenen - genehmigte Neuplanungen und Vorentwurf Planwerk - miteinander glaubwürdig überlagere. Wichtig sei die politische Vorgabe, die Innenentwicklung Berlins zu fördern. Schließlich könne man nicht gleichzeitig innen und außen bauen. Das Ergebnis sei dann eine halbe Innenstadt und eine halbe Peripherie. Da das Stadtzentrum schließlich allen Berlinern gehöre, müsse also auch eine gesamtstädtische Identität formulierbar sein.

Bernd Albers führte diesen Gedanken in der Vorstellung der Einzelbereiche fort. Er sei von der Polarisierung der Debatte befremdet. Es gehe nicht darum, das Historische Zentrum völlig neu zu bebauen. Wesentlicher Gedanke der Planung sei, die inzwischen unheimlich gewordenen Freiflächen der DDR-Moderne sinnvoll nachzuverdichten.

Im Marienviertel heiße das etwa, vor dem Roten Rathaus eine Markthalle zu errichten, die Marienkirche zu umbauen und das innerstädtische Wohnen zu fördern. In der Leipziger Straße sollten die Straßen zurückgebaut und bei Neubauten eine 22-Meter-Traufe eingehalten werden. Am Spittelmarkt müsse der autobahnähnliche Zustand beendet werden. Auf der Fischerinsel

könne er sich ein Nebeneinander von Wohntürmen und einer viergeschossigen Randbebauung vorstellen. Weiter östlich in der Königsvorstadt müsse die Landsberger Allee zum Alexanderplatz durchstoßen werden, an der Karl-Marx-Allee müsse nachverdichtet werden.

Die anschließende Diskussion eröffnete **Bernd Hunger**, indem er auf unterschiedliche Wahrnehmungsformen von Stadt aufmerksam machte. Der vorgestellte Plan sei von einem mürrischen Blick auf die vorhandene Stadt geprägt. Doch gebe es auch eine andere Ästhetik Berlins, die Ästhetik der kleinen Millieus.

Herr **Orlowsky** äußerte sich zum Verfahren. Das Stadtforum dürfe nicht die einzige Veranstaltung bleiben. Wichtig sei, eine breite öffentliche Diskussion loszutreten, um eine Akzeptanz bei den Stadtbürgern zu erreichen.

Annette Ahme zeigte sich überrascht über die Hysterie, die im Vorfeld in den Medien zu verzeichnen war. Sie sei nach der Vorstellung der Pläne vielmehr froh, daß städtische Wüsten beplant würden. Nun sei ein Punkt erreicht, die Stadt wieder städtisch zu machen.

Karl-Dieter Keim würdigte den Arbeitsentwurf als verdienstvoll, da er hat einen Nerv für eine öffentliche Diskussion getroffen hätte. Kritisch merkte er an, daß die Gesamtplanung zu komplex und damit utopisch sei. In einem notwendigen Abstimmungsprozeß müßten alle einbezogen werden.

Bruno Flierl wies auf einen großen Unterschied im Ergebnis der Projektteams hin. Während es im Westen um ein Aufräumen gehe, bezeichne er das Vorgehen im Osten als ein Verstopfen der großzügigen Mitte. Warum werde nicht erst über den Sinn des Zentrums diskutiert. Die vorgestellten Bilder seien in ihrer Abstraktion nur irreführend.

Karin Baumert fragte, wie die erwähnte Bürgerstadt überhaupt wiederentstehen könne. Man hätte besser mit einer Fehlerdiskussion beginnen sollen, in der möglicherweise auch der Alexanderplatz zur Disposition gestanden hätte. Im übrigen habe die beschriebene Urbanität nichts mit Architektur sondern mit einer Nutzervielfalt zu tun. Außerdem fehle eine eindeutige Aussage zum Umgang mit der DDR-Geschichte.

Michael Cramer stellte fest, daß es sich bei den vorgestellten Planungen größtenteils um ältere Ziele handele, die jedoch bis heute nicht erreicht worden seien. U. a. sei dies das Wohnen in der Stadt. Die Stadt solle für Menschen attraktiv gestaltet sein. Man müsse sich fragen lassen, warum sich die vor einigen Jahren bereits formulierten Prämissen nicht haben umsetzen lassen. Welche Strategie stehe hinter der Planung? Es seien unterschiedliche Intentionen erkennbar. Beispiel Hardenbergplatz: Gehe es wirklich um eine urbanere Platzgestaltung oder sei es vielmehr eine Frage der Verkehrsentslastung in der City West.

Lothar Köhler stellte einen Vergleich mit Paris auf. Dort stelle man sich ebenfalls die Frage nach dem Zentrum der Stadt und könne dies nicht eindeutig beantworten. Stadtdenken setze sich eben aus vielen Dingen zusammen.

Volkmar Strauch verteidigte das Verfahren als nicht undemokratisch. Wichtig sei jedoch, daß der Plan seinen Diskussionscharakter behalte. Er warnte vor Totschlags-Argumenten, die bereits vielfach geäußert worden seien. Das Zusammendenken müsse noch sichtbarer gemacht werden. Außerdem gab er zu bedenken, ob die Leitbilder für die beiden Bereiche überhaupt identisch sein könnten. Man setze sich sonst der Gefahr einer Beliebigkeit aus. Außerdem dürften die Planungen aus den vergangenen sechs Jahren nicht ganz unbeachtet bleiben.

Nach der Pause kritisierte Simone **Hain** zum Auftakt ihres wissenschaftlichen Vertrages die mediale Inszenierung des Planwerks als einen Angriff auf das demokratische Planungsklima. Die Auseinandersetzung mit dem Inhalt müsse auf einer grundsätzlicheren Ebene - etwa in einem wissenschaftlichen Kolloquium - geführt werden. Aber woher komme eigentlich diese Definitionsmacht des Handelns und der symbolischen Gesten, kritisierte sie die Erstellung des Planwerks. Es sei utopisch, eine gesamte Stadt zu beplanen. Die vorhandene Stadt sei im übrigen weder gut noch böse, sie sei Bestand. Abschließend forderte sie, daß die Debatte ausführlich geführt werden müsse, nicht nur auf den Leserbriefseiten der Tageszeitungen.

Gisbert Dreyer betonte, daß eine Gesamtplanung für Berlin längst überfällig gewesen sei. Dennoch sei das Entstehen des Planwerks recht unglücklich verlaufen. Eine breitere Diskussion müsse nun begonnen werden. Die Aktivierung von Landesvermögen und die gleichzeitige Nutzung vorhandener Infrastrukturen sei ein begrüßenswerter Ansatz. Das Planwerk umfasse insgesamt 10 Mio. qm Bruttogeschosßfläche, die sich aus bislang 6 Mio. qm und 4 weiteren Mio. qm BGF der neuen Planung zusammensetze. Diese Zahl decke den Bedarf der kommenden 15 Jahre. Man dürfe jedoch nicht außer Acht lassen, daß in der Realität ein wachsender Investitionsdruck für die City West bestehe. Im Historischen Zentrum müsse demnach manipuliert werden. Abschließend forderte er die Planer auf, für die ausgewiesenen Flächen Bautypen und Nutzungen vorzuschlagen.

Den zweiten Diskussionsblock eröffnete **Martin Wimmer** mit der Ansicht, daß Berlin niemals eine autogerechte Stadt gewesen sei. Die Aussage, daß die Mitte allen Berlinern gehöre, sei nicht haltbar. Im übrigen habe auch die DDR-Moderne ihre Berechtigung.

Wolfgang Kil erinnerte daran, daß es sehr wohl auch in der Karl-Marx-Allee und Leipziger Straße einen Kiez gebe. Außerdem warf er den Initiatoren die Tendenz zu undemokratischem Verfahren vor.

Harald Bodenschatz rekapitulierte die Dramaturgie der Sitzung und betonte, daß die beiden letzten Vorträge auch andere Sichtweisen von Stadt gezeigt hätten. Gespannt äußerte er sich, welche Konsequenzen das Stadtforum aus der Diskussion ziehen werde.

Rita Keil forderte, daß man sich zur Polyzentralität Berlins bekennen müsse.

Wulf Eichstädt gab zu, daß ihn die Erregung über das Planwerk betroffen gemacht habe. Das Projekt sei viel harmloser und werde in Kraft und Auswirkung überschätzt.

Hans Stimmann betonte noch einmal, daß der Plan von der Senatsverwaltung für Stadtentwicklung, Umweltschutz und Technologie erarbeitet worden sei. Die Verfasser seien nicht die Projektteams.

Dieter Hoffmann-Axthelm wehrte sich gegen die Dämonisierung des Plans.

Es werde keine Macht demonstriert. Sei es nicht vielmehr positiv, daß Forderungen nach einer gesamtstädtischen Identität überhaupt in einen Plan einfließen? Allerdings sei es eine Ungeheuerlichkeit, daß der Holocaust und die Vernichtung des deutschen Judentums für die Verteidigung der DDR-Moderne instrumentalisiert werde.

Auch **Bernd Albers** forderte eine Entideologisierung der Debatte.

Fritz Neumeyer hob noch einmal das zentrale Stichwort der Vernetzung hervor. Es handele sich also um die Frage nach Beziehungsfähigkeit von Architekturen. Während das 19. Jahrhundert noch Räume zur Versammlung geschaffen habe, ginge es in der heutigen Diskussion offenbar nicht mehr um städtische Dichte, sondern um die Doppel-Nostalgie eines leeren Berlins à la Wim Wenders contra der ehemaligen Hauptstadt der DDR.

Manfred Ortner bezeichnete den Stadtkörper nicht als einen Eros, den man umbringen könne. Die Stadt werde immer weiterleben, unabhängig von ihrer architektonischen Gestalt, lautete sein optimistischer Blick.

Daß der skizzierte Zustand der osteuropäischen Städte ein Fakt sei, also keine Inszenierung, hob **Karl Schlögel** noch einmal hervor.

Hans Stimmann hielt noch einmal fest, daß es nicht darum ginge, etwas auszulöschen. Es gehe um die Akzeptanz des Vorhandenen. Anscheinend gebe es das nur in Berlin, daß sich Bürger nur auf die vergangenen 20 Jahre ihrer Geschichte bezögen und alles vorherige negierten. Die DDR-Geschichte solle mit dem Planwerk keinesfalls zerstört werden. Man müsse sich auch mit der Geschichte des Stalinismus intensiv auseinandersetzen. Es bleibe aber auch weiterhin unverständlich, die industriemäßige Vernichtung der jüdischen Mitbürger mit in die Urbanitätsdiskussion einzubringen.

Simone Hain betonte, daß es bei dem Projekt es um die demokratische Verfassung der Berliner Republik gehe.

Rudolf Schäfer forderte zum Abschluß der Diskussion, daß jetzt ein breit angelegter Prozeß ins Rollen geraten sei. Er stellte fest, daß kaum Beiträge gegen die notwendige Abstimmungsdebatte zu verzeichnen gewesen seien. Es habe sich aber auch deutlich gezeigt, daß die Erläuterungen des Planwerks genau gelesen werden müßten. Danach übergab er das Schlußwort an den Senator.

Peter Strieder bedankte sich beim Publikum für die rege Diskussion. Berlin habe die Chance ergriffen, ein Gespräch über die Gesamtstadt zu beginnen. Berlin sei nun nicht mehr länger das Schaufenster des Westens oder die Hauptstadt der DDR. Es seien ein politischer Prozeß für eine menschliche, nachhaltige und moderne Stadtstruktur und ein Bewußtseinsprozeß für eine mentale Vereinigung eingeleitet worden. Erst die Konkretisierung der Planung habe diese Debatte ermöglicht. Dieser Prozeß wäre nicht eingetreten, wenn alle Details im Vorfeld abgestimmt worden wären. Jetzt müßten die Bürger für ihre Stadt engagiert werden. Es sei nicht das Ziel, eine reine Fachdebatte zu inszenieren. Aus dem breiten Diskussionsprozeß müßten Leitlinien für die Zukunft Berlins abgeleitet werden.

Zusammenfassung: Philipp Meuser

Empfehlungen der Lenkungsgruppe

Stadtmitte.

City West, City Ost, historisches Zentrum

1. Berlin braucht ein Planwerk für die gemeinsame Innenstadt.

Als jahrzehntlang geteilte Stadt, die eine neue Hauptstadtfunktion übernehmen muß, braucht Berlin ein Gesamtkonzept für die Entwicklung und Modernisierung der gemeinsamen Innenstadt. Das Planwerk Berliner Innenstadt stellt die Grundlage für dieses Konzept dar, das nach intensiver fachlicher und öffentlicher Debatte vom Senat beschlossen werden sollte.

Die Diskussion der letzten Wochen hat deutlich gemacht, daß auch in der Öffentlichkeit ein breiter Bedarf besteht, über Entwicklungsperspektiven und Leitbilder der Innenstadtentwicklung zu sprechen und zu einer Gesamtkonzeption zu kommen.

Mit dem Planwerk Innenstadt wird ein innovativer Ansatz verfolgt, der auch in anderen Metropolen praktiziert wird: Der Plan entwickelt einerseits strategische Leitlinien und ein Gesamtbild des Historischen Zentrums in Mitte und der City West und zeigt andererseits für einzelne Teilräume präzise bildhafte und anschauliche Perspektiven für die künftige Entwicklung auf.

Die Entwicklungsvorschläge für die Teilräume sind nicht als endgültige Planinhalte konventioneller Art zu verstehen sondern als strategische Hypothesen, die sich in der öffentlichen Diskussion, der fachlichen Abstimmung und der Umsetzung einer kritischen Überprüfung stellen müssen.

Das Planwerk muß jetzt erarbeitet werden, da an vielen Orten in der Innenstadt kurzfristiger Entscheidungsbedarf besteht, der nicht ohne klare Vorstellungen über die Gesamtkonzeption der Innenstadt abgedeckt werden kann.

Das Planwerk Innenstadt startet nicht von Null, sondern nutzt und verknüpft die zahlreichen in den vergangenen sechs Jahren erarbeiteten Planungen wie den Flächennutzungsplan, die Bereichsentwicklungspläne und die Pläne für Teilräume und Einzelstandorte.

2. Vorhandene Innenstadt-Planungen müssen zu einem Gesamtkonzept verdichtet werden.

Das neue Paradigma des Planwerks Innenstadt liegt in der Innenentwicklung und schafft zugleich eine neue Qualität von Dichte. Die bestehende Stadt stellt in ihrer Gestalt die Grundlage für die Weiterentwicklung dar, wobei Abriß und Verdrängung bewußt vermieden werden. Der Wohnanteil im Zentrum wird erhöht, um damit die vorhandene Infrastruktur besser auszunutzen und einer Suburbanisierung entgegenzuwirken.

Eine weitere Qualität und Herausforderung liegt in der Komplexität der Planung. Das Planwerk versucht, unterschiedliche Disziplinen in einen gemeinsamen Prozeß zu integrieren. Dabei greift es den Diskurs des Stadtforums auf, der mit den Komplexen Nachhaltigkeit (Innenentwicklung vor Außenentwicklung) und Stadtfinanzen (Aktivierung von Flächenpotentialen) Konzepte heutiger Stadtplanung vorbereitend diskutiert hat.

Das Planwerk Innenstadt basiert auf einer intensiven Beschäftigung mit der Stadtgeschichte. Vorhandene Strukturen werden nicht negiert sondern weiterentwickelt. Die Stadtmitte ist als ein kulturelles Projekt anzunehmen, das zur Stärkung des gesamtstädtischen Bewußtseins beitragen kann.

3. Prozeß der Planung muß als Chance für ein breites und offenes Gespräch über die Perspektive der Stadt genutzt werden.

Die Initiative des *Planwerks Berliner Innenstadt* wird ausdrücklich unterstützt. Doch muß der begonnene Diskussionsprozeß zügig verbreitert und intensiviert werden. Die unterschiedlichen Wahrnehmungen von Stadt sind stärker als bisher in die Planungen mit einzubeziehen. Konstruktiver Austausch und Verständnis für gegenseitige Positionen setzen allerdings eine ergebnisorientierte Selbstkritik aller Beteiligten voraus.

Die weitere Bearbeitung des Planwerks sollte in Planwerkstätten mit Ost-West-Parität intensiv diskutiert werden. Gestaltungsideen für Quartiere und besondere Standorte könnten in Gesprächsforen vor Ort oder in anderen Veranstaltungsreihen konkretisiert werden.

Wichtige Anregungen sind aus anderen Metropolen zu erwarten. Der externe, auch internationale Sachverstand kann die in Teilen festgefahrene Diskussion in Gang bringen.

Die geforderte intensive Beteiligung muß letztendlich in Entscheidungen einmünden, damit die Planungskonzeption auch umgesetzt werden kann.

4. Das Innenstadt-Konzept muß umsetzungsorientiert und machbar sein.

Die Bildhaftigkeit und Verständlichkeit des Planwerkes sind wesentliche Elemente der Umsetzungsorientierung des Planwerkes Innenstadt und müssen weiterentwickelt werden.

Die Überprüfung der ökonomischen Machbarkeit des Konzeptes muß von der Knappheit der öffentlichen Mittel und der Notwendigkeit der Mobilisierung privater Ressourcen ausgehen. Damit stellen sich für die nachzuverdichtenden Bereiche Fragen der Bodenpolitik, des Abgleichs mit vorhandenen Planungen und der Gestaltung der Eigentumsverhältnisse auf den zu privatisierenden Flächen. Hier sind parallel zur Planwerkserarbeitung Konzeptionen zu entwickeln, die sich an einer Stärkung des stadtbürgerschaftlichen Elements orientieren

Von zentraler Bedeutung ist die Abstimmung des Planwerkes mit dem Verkehrsbereich.

In zeitlicher Hinsicht ist zwischen konkreter kurzfristiger und erwarteter langfristiger Nachfrage und damit Realisierungsperspektive zu unterscheiden. Zugleich muß das Planungsverfahren so strukturiert werden, daß bei akutem Handlungsbedarf auch vor Erarbeitung des Gesamtplanwerkes Entscheidungen zu Teilräumen möglich sind.

Verlust an Stadt - Stadtzentren in Osteuropa

Von Karl Schlögel

Notwendige Vorbemerkung zu Verlust an Stadt • Stadtzentren in Osteuropa.

Verlust und Wiedergewinnung der städtischen Zentren im östlichen Europa heißt ganz Verschiedenes und sieht überall anders aus. "Die" osteuropäische Stadt gibt es nicht. Wilna, Lemberg, Czernowitz, Krakau, Prag, Lodz, Tallinn, Sankt Petersburg, Breslau sind äußerlich gesehen, auf fast wunderbare Weise unversehrt gebliebene Städte. Ansonsten hat sich alles geändert im 20. Jahrhundert. Ihre Einwohnerschaften sind untergegangen, ermordet, deportiert, ausgewiesen, aufgerieben.

Von anderen Städten ist auch äußerlich nichts oder wenig geblieben: Warschau, Königsberg, Minsk, Vitebsk, Sevastopol. Sie gleichen grandiosen Neubauten nach der Katastrophe.

Manche sind Schauplatz nur der einen Revolution - der kommunistischen oder nationalistischen - geworden, aber die meisten sind zwischen alle denkbaren Fronten der Weltkriegsepoche geraten.

Wieder andere historische Städte sind ruiniert worden, weil sie ins Zentrum der Aufmerksamkeit der Macht geraten sind, während andere ihr Überleben dem Umstand verdanken, daß sie an die Peripherie, an den Rand, in die Provinz abgeglitten sind, wo sie äußerlich unbeschadet überlebt haben.

Jeder Fall ist ein Sonderfall. Und Berlin ist in dieser Szene des mittleren und östlichen Europa ein ganz besonderer.

Wenn im Folgenden von osteuropäischer Stadt gesprochen wird, dann in einem ganz konventionellen Sinne: die Stadt des Ostblocks, durch den sie geprägt worden ist und mit dessen Ende auch für sie ein neues Kapitel begonnen hat.

Man traut seinen Augen nicht

Wer derzeit in den Städten des östlichen und mittleren Europa unterwegs ist, traut seinen Augen nicht. Die Intervalle, in denen sich Städte ändern, werden immer kürzer. Auch ein regelmäßiger Besucher folgt ihnen kaum noch. Moskau: wo vor zwei Jahren noch das Schwimmbad Moskwa war, ragt nun nach knapp zweijähriger Bauzeit der Rohbau der wiedererrichteten Christ-Erlöser-Kathedrale mit der vergoldeten Kuppel. Warschau: der stalinistische Kulturpalast hat Konkurrenz bekommen durch eine Kette von gläsernen Hotel- und Bürotürmen, und wer die Baustellen im Stadtgebiet übersehen will, mietet am besten einen Helikopter. In Riga werden die Jugendstilviertel renoviert, die Altstadt ist schon fertig, das Schwarzhäupterhaus, von dem nichts geblieben war, wird derzeit wiederaufgebaut. Vilnius: das 20-stöckige einstige Intourist-Hotel Lietuva jenseits des Flusses ist fast leer, denn die Touristen ziehen die vielen neuentstandenen Pensionen und kleinen Hotels am Gediminas-Prospekt vor. Prag: 40 Millionen pro Jahr wollen die mitteleuropäische Metropole sehen und treffen sich logischerweise an dem Punkt, wo sie am mitteleuropäischsten ist - auf der Karlsbrücke. Man könnte noch viele Beispiele anführen: den Boom in Breslau und Posen, den neuen Glanz in den Wolgastädten, sogar Kaliningrad, jene Stadt ohne Zentrum, die mit der Wiederherstellung des Königsberger Doms begonnen hat.

Natürlich geht es nicht nur um die Renovierung von Gebäuden. Alles hat sich verändert: der Rythmus, das Verkehrsaufkommen, die Lebens- und Umgangsformen, die Schaufenster. Wir sind Zeugen der Wiedergeburt des Cafes, der städtischen Tugenden wie Distanz und Höflichkeit, des schamlosen Elends und Verbrechens. Die größte Sehenswürdigkeit, die man derzeit in den östlichen Städten bestaunen kann, ist: das Ende der Stadt als staatlicher Veranstaltung und die Wiedergeburt der Bürgerstadt. Der Vorgang ist so dramatisch wie faszinierend. Es gibt keine Vorabgarantie des Gelingens, das wissen alle Beteiligten. Daher blieb der Städtemord von

Groznj, Sarajewo, Vukovar die Ausnahme und nicht die Regel im europäischen Übergang. Ich werde folgende Themen behandeln und Thesen formulieren:

1. Was ist in den letzten Jahren dort vor sich gegangen?
2. Was lehrt uns die Oberfläche der Stadt des Ostblocks?
3. Worum handelt es sich gegenwärtig: Wiederherstellung oder Neubildung oder um beides?

I. Der Wirbel

Wir sollten dem, was wir sehen, trauen, und der Wucht, die dahinter steckt, nachgehen. Was ein Beobachter heute zu sehen bekommt, ist nur der Endpunkt einer Entwicklung mit einer langen Anlaufzeit. Wir haben die Zeit der symbolischen Aktionen und des Improvisierens hinter uns, die Einrichtung im neuen Zustand hat begonnen. Ich muss die Entwicklung bis zum heutigen Tag etwas stilisieren, aber es liegt nicht nur an mir, wenn darin eine gewisse "Logik" in einem aufs Ganze gesehen unübersichtlichen und ungesteuerten Vorgang sichtbar wird.

Folgerichtigkeit der Rückkehr und Inbesitznahme der Zentren: Revolutionen bauen nicht, sondern wickeln eine politische Klasse und einen unhaltbar gewordenen Zustand ab. Auf den Machtwechsel folgen die Mühen der Ebene. Hinter uns liegt der Übergang vom symbolischen Akt der Inbesitznahme zur faktischen Neubildung, der Übergang vom Basar zum Kaufhaus, vom improvisierten Provisorium zur gebauten Gestalt.

Erste Stufe: Symbolische Inbesitznahme: Die Stadtzentren waren der Hauptschauplatz für die große Wende, für das Kräftemessen zwischen ancien regime und dem Neuen, die Bühne für den Auftritt der Bürgergesellschaft und die Abdankung der Macht. Es war überall ein großer Augenblick, als musealisierte Orte zum Schauplatz der Gegenwart wurden und Städte, die aus der Zeit herausgefallen waren, wieder in die Gegenwart eintraten. Welch großer Augenblick, als Newskij Prospekt und Schloßplatz, die seit Jahrzehnten keine Manifestation freier Menschen mehr gesehen hatten, im August 1991 nun zum selbstverständlichen Ort der demokratischen Öffentlichkeit wurden! Welch bewegender Moment, als der Trauerzug durch die Moskauer Innenstadt in diesem August zum Manegeplatz zog! Wir erinnern uns an Vaclav Havels Ansprache an die Prager Bürger, für die der Wenzelsplatz gerade groß genug war, ihre Versammlung unter offenem Himmel aufzunehmen! In Bukarest hatte die Stadt den Platz vor dem Präsidentenpalast besetzt, der Diktator entschwand per Helikopter. Überall, wo dies geschehen ist, ist der Stadtraum gleichsam neu kodiert, neu definiert, mit neuer Bedeutung aufgeladen worden. Auch die Umbenennung der Straßennamen und der Sturz der Denkmäler gehören dazu, besonders dann, wenn sie als Schauspiel der Massen vonstatten gingen wie vor der Lubjanka im Sommer 1991. Mit einem Ruck übernahmen tote Plätze die ihnen seit jeher zukommende Aufgabe wieder: Raum für die res publica zu sein. Zum ersten Mal waren die großen Plätze groß genug, die Menschen zu fassen. Zum ersten Mal waren sie nicht Aufmarschplätze für Paraden. Die Plätze der Macht hatten ihre quasi-sakrale Aura verloren. Überall geschah das Unerwartete, das das Natürlichste von der Welt war: die Rezipientisierung des städtischen Raums - auch wenn es nicht gleich so weit gehen muß wie in diesem Sommer, wo der Rote Platz Ort für ein internationales Zirkus-Festival war. Nicht weit vom Mausoleum. Die glückliche Verbindung der Stadt Lebenden und der Toten.

Zweite Stufe: Basar

Der Mensch lebt nicht vom Manifestieren und Protestieren, er muß über die Runden kommen, egal was die Macht verspricht und doch nicht hält. Noch bevor die Reformprojekte ausgearbeitet waren, hatten sich die Städte in Basare verwandelt. Basare für alles und jedes. Basare, die mit allen Punkten der Welt verbunden waren: Saloniki, Neapel, Berlin, Stockholm, Wladiwostok. Der Schwarzmarkt gab sich als der wirkliche Markt zu erkennen. In der monumentalen Stadt der Verwaltung und Universalkaufhäuser wuchs die Zelt- Kiosk- und Budenstadt. Die Bedürfnisse lagen offen zutage, die Schlange starb. Alles begann klein: mit einem Stand, einer Bude, einem Stehcafe, einem Imbiß. Erst wurde nur das Erdgeschoss renoviert, später kam das ganze Haus dazu. Ein Volk, das angeblich von Ökonomie nichts verstand,

lernte den Handel im Nu. Ein Volk, von dem man sagte, es sei apathisch und warte auf die starke Hand, betrieb Kapitalakkumulation nicht nach dem Lehrbuch, sondern nach eigener Erfahrung. Die Stadt war zum Basar geworden. Schlag auf Schlag folgte, was zum funktionierenden Markt gehörte: Banken, Börsen, Makler, Geschäfte, Advokaten, Hotels, internationale Verbindungen, offene Wechselkurse, die Embleme und die Ästhetik der internationalen Warenwelt, die freie Bewegung von Menschen, Gütern, Ideen. Aber es blieb nicht beim Basar. Der Markt suchte sich den Ort und die Gebäude - es gab sie, nur zweckentfremdet und auf ihre ursprüngliche Nutzung wartend. Banken, die zu Mensen und Museen umfunktioniert worden waren, werden wieder Banken; ein mondänes Pelzgeschäft, das zu einem Fischladen geworden war, wird wieder Pelzgeschäft; ein Palais, das als Kindergarten benutzt wurde, wird Kulturzentrum, eine Börse ist wieder Börse usf. Es handelt sich um eine große Bewegung intuitiver Vernunft, der Rückkehr zu den abgebrochenen Funktionen, die Revision der Zweckentfremdung, einen Akt der Wiederherstellung städtischer Funktionen. Die Bewegung kehrte sich um: die Flucht aus dem Zentrum wurde gestoppt. Die Lage hatte wieder einen Preis, eine neue Ökonomie griff um sich. Die Flucht auf die Datscha war zu Ende, man mußte sich wieder auf die Stadt einlassen. Noch vieles gehört dazu: die Herausbildung einer neuen internationalen community, die Fax-Revolution, die Verbindung zur Welt draußen, die Explosion des Zeitungs- und Ideenmarkts.

Dritte Stufe: Suche nach neuer Gestalt

Die Stadt, die übernommen wurde, entspricht nicht den Bedürfnissen der neuen städtischen Gesellschaft nach Vergesellschaftung. Sie braucht einen anderen Raum als die bürokratisch verfaßte Stadt, als die "staatliche Veranstaltung". Ihre Ensembles soll sich um die Bürger, nicht um die Macht drehen; sie soll annehmlich, nicht hierarchisch sein; sie soll bequem, nicht repräsentativ sein; sie soll nicht der Macht, sondern dem menschlichen Verkehr dienen; sie soll die Begegnung der Menschen nicht erschweren. Überall hat man begonnen, nicht nur über die dem Bürger angemessene postsowjetische Stadt nachzudenken, sondern sie auch in Angriff zu nehmen. Von der Bürokratie besetzte Stadtviertel werden als Geschäftsviertel rekultiviert - Kitajgorod, Kuzneckij Most. Paradeplätze und Schneisen von einschüchternder Größe werden zurückgebaut - am Manegeplatz, am Arbat. Markante Figuren, die das alte Moskau zusammengehalten haben, werden wieder aufgerichtet: der Rote Platz, der aufhört, ein Aufmarschgelände zu sein, Christ-Erlöser-Kathedrale, Baltschug im Zentrum; Plätze und Kreuzungen bekommen wieder ihre Ränder zurück - Sucharew-Platz, Gartenring; Trassen werden zurückgebaut und das System der Stadtplätze wieder herausgearbeitet - Theaterplatz, Manegeplatz, Lubjankaplatz. Ganze Stadtviertel sind in den letzten Jahren in Ordnung gebracht worden - zum Beispiel Zamoskworetschje, das Moskau der Kaufleute. Wo es nicht anders geht, wird im großen Stil neu gebaut - in Krasnye cholmy, Krasnopresnenskaja, am Autobahnring, wohl auch an den Flughäfen und den künftigen Hochgeschwindigkeitstrassen oder an den Ausfallstraßen mit den neuen Hochhäusern. Kurz: es geht um die Entmonumentalisierung, um die Überwindung der so ermüdenden Weitläufigkeit, um das Verschwinden der großen Ebenen, über die der Wind pfeift, um die Stadt, die nicht das Anhängsel eines Herrschaftskomplexes ist, sondern die Relation umdreht: die Herrschaftsorganisation des Landes wird zurückgenommen in die aus eigener Kraft lebende Stadt. Es deutet sich sogar schon an, wodurch der Bann der stalinschen Hochhäuser über die Stadt gebrochen werden könnte: durch Überbietung und Neutralisierung. Die Stadt ist sich selbst wieder wichtig. Sie hat nach Jahrzehnten das Gespräch über sich selbst wieder begonnen - in der Presse, nicht nur in den Architektur- und Planungszeitschriften. Und schließlich: es gibt wieder Bürgermeister, und es ist ein gutes Zeichen, wenn einer von ihnen - Jurij Lushkow - seine Biographie als Stadtgeschichte vorlegt.

2. Der Verlust an Stadt. Phänomenologie der Stadt des Ostblocks

Die Wucht, mit der die Veränderungen vor sich gehen, geht nicht auf ein Kommando zurück. Alles war bereit, alles wartete nur darauf. Mit dem Ostblock ist auch die Ostblock-Stadt abgelaufen. Bedürfnisse und Fähigkeiten kommen zum Zuge, die keine Chance hatten in der bürokratischen Struktur. Ein Notstand ist beendet.

Die Städte des östlichen Europa sind der wahre Schauplatz der Tumulte unseres Jahrhunderts geworden. Ihre Zentren sind der wahre Indikator für die Destruktivität der hinter uns liegenden Epoche, in der viele von ihnen herausgefallen sind aus ihrer Fortentwicklung zu wahren Weltstädten, wie es sich zu Beginn des Jahrhunderts abgezeichnet hatte für Petersburg, Moskau, Budapest, Wien, Berlin. Wieder andere sind herausgefallen aus ihrer Funktion als Metropolen des mitteleuropäischen Raumes - Krakau, Lemberg, Czernowitz, Wilna, Riga. Was war geschehen und welche Spuren hat es bis heute hinterlassen?

Auch hier kann ich nur typisierend und stilisierend verfahren.

Die Ostblockstadt - und insbesondere ihr Zentrum - ist der exakte Spiegel der Pathologien und der Gewaltgeschichte unseres Jahrhunderts. Da sie in der Regel Städte zwischen allen Fronten waren, haben die Feinde der Stadt ihren Stempel aufgeprägt. Was wir heute wahrnehmen, hat eine Vorgeschichte mit vielen Beteiligten. Sie sind Schlachtfeld der sozialen und der nationalen Revolution geworden, in den meisten Fällen das Schlachtfeld beider: kein stalinistischer Kulturpalast im Zentrum Warschaws ohne die Niederbrennung des Warschauer Zentrums durch die Truppen Stroops; keine Musealisierung der Innenstadt von Wilna oder Lemberg ohne die Vernichtung ihrer ursprünglichen jüdischen Einwohnerschaft; kein Monumentalismus des neuen Stalingrad oder Kiew ohne Hitlers Armeen. Diese Doppelgeschichte kann hier nicht erzählt werden. Ich werde mich auf Hauptelemente, die die Stadtzentren nachhaltig geprägt haben, konzentrieren.

ly Dezimierung der städtischen Bevölkerung, Desurbanisierung:

Die "Leere" der städtischen Zentren sagt nicht nur etwas über Planungsdefizite, sondern spricht von etwas viel Elementarerem: vom Verschwinden der städtischen Urbevölkerung, vom Untergang des Stadtbürgers im Tumult unseres Jahrhunderts. Petersburg/Petrograd: In der Zeit des Bürgerkriegs 1918-1921 schrumpfte die Stadt von 2,5 Millionen auf 700 000 Einwohner. Durch Tod, Flucht, Emigration, Epidemien. Und als sei dies nicht genug, kamen während der deutschen Blockade noch einmal fast eine Million Stadtbevölkerung um. Welche Stadt erträgt das? Und so ging es an vielen anderen Orten zu: Wilna, Odessa, Lemberg. Warschau am Ende der deutschen Besatzung gab es nicht mehr. Königsberg hatte als Stadt aufgehört zu existieren. Breslau erfuhr einen kompletten Bevölkerungsaustausch: die Breslauer gingen, die Lemberger kamen. Es geht nicht nur um die entsetzlichen Blutverluste, sondern um das Verschwinden einer Species: der Stadtbürger. Es geht um eine Desurbanisierung und Dezivilisierung, um die Auflösung von Zentren urbaner und ziviler Kultur im östlichen Europa. Man muß sich wundern, daß sie sich - nach dem Massaker vor allem an den städtischen Eliten - überhaupt wieder rekonstituiert haben nach allem, was geschehen ist.

Realisierung und Hyperurbanisierung

- ^ Die städtischen Zentren haben die Träger der Zivilkultur verloren in einer kurzen historischen d Sekunde. Aber sie waren zugleich auch die Zentren einer Urbanisierung neuen Typs, eines historisch beispiellosen Urbanisierungsprozess, "hyper-urbanization" (Timothy Colton). Allein in den 30er Jahren verdoppelte sich die Einwohnerzahl von Leningrad, Moskau, Kiew. Nach dem Krieg fand etwas ähnliches in den Städten des Ostblocks statt. Kollektivierung und Industrialisierung trieben Millionen vom Land in die Städte. Moskau, Petersburg, Warschau, Bukarest, Budapest und andere Städte waren in Wahrheit "peasant metropolises" (David L.Hoffmann) geworden, mit allem was dazugehört: sozialer und kultureller Nivellierung, Marginalisierung der ursprünglichen Stadtbevölkerung, aber auch der Ort einer dynamischen Aufwärtsmobilisation der vom Land kommenden. Die städtische Gesellschaft löste sich auf unter dem Druck der Zuwanderung. Die Stadt ging in den Untergrund. Sie mußte sich gewissermaßen neu bilden. Es gab im Grunde niemanden mehr, der die historische Stadt und die mit ihr verbundene Kultur leben und verteidigen konnte. Sie war auf verlorenem Posten. Man konnte mit ihr machen, was man wollte. Und meistens war es nur der Mangel an Geld, der die Liquidierungs- und Umbauwünsche in den alten Zentren zügelte. Die Hauptinitiative richtete sich auf die Neubauten und auf die Unterbringung der Massen in Wohnungen mit gewissem Komfort.

Soziale und ethnische Entmischung, Homogenisierung

Unser Jahrhundert ist an der Komplexität unserer Zivilisation gescheitert und hat kurzen Prozeß gemacht. Die Städte des östlichen Europa in der Vorweltkriegsepoche waren hochkomplexe, sozial differenzierte, ethnisch, religiös und kulturell gemischte Gesellschaften. In den städtischen Zentren fanden sie zu maximaler Dichte. Wer immer ein Photo zur Hand nimmt, kann das an den Reklameschilder leicht erkennen: werfen wir nur einen Blick auf die Piotrkowska in Lodz, auf den Gediminas-Prospekt in Wilna, auf den Nevskij-Prospekt in Sankt Petersburg, auf die Promenade von Odessa, auf den Corso von Lemberg, auf den Graben und den Wenzelsplatz in Prag. Die Stadtzentren am Ende des Jahrhunderts sind das Resultat einer brutalen Entmischung und Homogenisierung. Totalitär verfaßte Gesellschaften - ob als klassenlose oder nationale Volksgemeinschaft - hassen die Differenz. Sie bauen zu ihrer Bewältigung die Anti-Stadt, d.h. das Ghetto und das Lager.

Die alten Zentren waren einmal regelrechte Journale des Luxus, der Moden und der Kulturen, Konfessionen und Sprachen. Das Exzeptionelle und Andere geriet unter Verdacht, der Standard und die Uniformität siegten. Der Dezimierung der Klassen und der Liquidierung der Volksgruppen folgte das Einfache, leicht Verständliche und leicht Machbare. Man erwartete keine Überraschungen mehr. Was ist das Sortiment im neuen Universalkaufhaus gegen den alten Heumarkt oder den Newskij-Prospekt! In der Sequenz von Katastrophen wird ein Element nach dem anderen ausgefällt: der Adlige und die Kinderfrau, der Kaufmann und Mäzen, die alte Intelligenz und die Buchhandlung, die armenische Gemeinde und die lutherische. In der Sequenz von Deportationen, Bevölkerungstransfers, Aus- und Umsiedlungen hört die gemischte Stadt auf: am Ende steht die reine Stadt. Es verschwinden Geschäfte, Gesichter, Trachten, Sprachen. Die Purifizierung der Städte hat es Machthabern und Planern leicht gemacht. Man mußte sich am Alten nicht mehr reiben. Man mußte von einer Geschichte nicht mehr sprechen. Hinter der Monotonie steht nicht bloße die Ideenlosigkeit einer erschöpften Moderne, sondern der ganze säkulare Verarmungsprozess des 20. Jahrhunderts.

Musealisierung, Provinzialisierung

Wenn die Kraft, die den Kern mit Leben erfüllt hat, nicht mehr ist, bleiben Fassaden. Wenn die Verbindungen, die die Stadt mit der Welt draußen verbunden haben, gekappt sind, bleibt das Abseits. Fassaden- und Geisterstädte, die nur deshalb am Leben bleiben, weil sie in einer Gesellschaft chronischer Wohnungsknappheit in Kauf genommen werden. In den historischen Innenstädten bleiben jene zurück, die den Sprung nach draußen nicht geschafft haben. Man hält die Zentren mühsam aufrecht als "historisches Erbe", während die Initiativkraft abgewandert ist. Das hat auch paradoxe Folgen: so sind ganze Städte gerettet worden, die ansonsten untergegangen wären. So entstanden überall Doppelstädte neben den alten Zentren, in Wahrheit geteilte Städte: neben Petersburg/Petrograd das neue Leningrad am Moskauer Prospekt und weiter draußen; neben Wilna Neu-Vilnius; neben Alt-Lemberg Neu-Lwow; neben Alt-Riga und Alt-Tallinn die neuen Siedlungen, in denen die Stadt lebte; neben Krakau Nowa-Huta usf. Hier Museum, dort Arbeit; hier Sehenswürdigkeit, dort Lebensmittelpunkt; hier Leben ohne Lift und Müllschlucker, dort Wohnen mit allen Schikanen.

Und doch sind diese Prozesse nie mit letzter Konsequenz zu Ende gekommen. Die Stadtzentren, wengleich entwertet und ihrer Funktionen beraubt, blieben der nachhaltigste Beweis, daß es Formen des menschlichen Zusammenlebens gab, die jenem komfortablen Leben in den Neustädten immer noch eine Epoche voraus war. In den Gemeinschaftswohnungen übte eine von den Überlebenden der Intelligenz geschulte neue Generation das Wort und die Sprache. Sie boten den Anhaltspunkt für Proportionen und Anmut. Sie waren Schulen des Geschmacks und der Stilbildung. Sie waren letztlich der einzige feste Anhaltspunkt für Abermillionen Entwurzelte, Neuankömmlinge, Vertriebene, Neustädter. Ihnen blieb nichts anderes übrig, als sich auf sie einzulassen, wenn sie Städter werden wollen. Daher entdeckten die Leningrader Petersburg, die Kaliningrader Königsberg und die Bewohner von Wroclaw Breslau, daher bauen die Neuwarschauer ihr Warschau wieder auf: Hier war die Stadt, hier soll sie wieder

entstehen. Als Bewohner der Neustädte war es gleichgültig, ob sie in Magnitogorsk, Nowotscherjomuschki, Kaliningrad oder Warschau wohnten - sie waren überall gleich. Was sie zu Leningradem, Moskauern, Kaliningradem, Warschauern machte, war dies: daß sie kreisten um den identifizierbaren Ort, wo sich das Stadtschicksal mit ihren Geschicken verband.

3. Wiederinbesitznahme und Neubildung

Was geschieht, geschieht in großer Zielstrebigkeit, fast wie von selbst. Die Bewegung folgt keinem genialen Masterplan, sondern einer über Generationen hin gespeicherten Erfahrung. Die Nachkriegs-Friedenszeit von einem halben Jahrhundert Dauer war die Zeit, in der die dezimierte und aufgeriebene Stadtgesellschaft wieder zu Atem kam, in der sich die Überreste einer untergegangenen Kultur verbanden mit der auf dem Boden der sozialistischen Großsiedlungen nachgewachsenen Städtkultur. Die osteuropäischen Städte, tödlich erschöpft durch die Katastrophen des Jahrhunderts, haben sich erholt. Es war ein langer zivilisatorischer Akkumulationsprozess, eine Art zweite Urbanisierung. All das bedeutet: Zunahme von Komplexheit und Kompliziertheit, Zugewinn an Differenz und Struktur, Anlagerung von Erfahrung und Gedächtnis, Umgangssicherheit, kurz: Reife. Das coming out der Bürgergesellschaft ist auch das coming out der im Schoß der Nachkriegsordnung nachgewachsenen und reif gewordenen Stadtgesellschaft. Sie ist über die Vereinfachungen hinaus und hat die Potenz, die von ihr hervorgebrachten Probleme selber zu lösen. Sie bedarf der Organisation von oben nicht mehr, sondern organisiert sich selbst. Sie bedarf keines Kaisers, keines Gottes und keines Tribuns.

Es scheint, als geschehe überall nur, was fällig geworden ist: die wieder zu Kräften gekommene Bürgergesellschaft richtet sich ein. Das schließt die Revitalisierung von Zentren, die abgestorben waren, ebenso ein, wie Neugestaltungen, die am Ende des 20. Jahrhunderts unabkömmlich geworden sind. Ich sehe nirgends nostalgischen oder futuristischen Wahn am Werk - dem stehen schon die knappen Kassen im Wege. Ich sehe keine Leere oder ein Vakuum, von dem so oft die Rede ist. Freilich: ein Reich hat sich aufgelöst, aber doch nicht Moskau und Petersburg. Es gibt keinen Warschauer Pakt mehr, aber das heißt doch nicht, daß es Warschau oder Krakau nicht mehr gebe. Ideen und Reiche vergehen, nicht der Ort. Die Arbeit an der Stadt und die Liebe zur Stadt sind ein guter Halt gegen Untergangshysterien und Panik. Wir haben schon einmal, am Ausgang des Kalten Krieges die Reife der östlichen Gesellschaften unterschätzt, es könnte auch jetzt so sein, daß wir die dort an den Tag gelegte Sicherheit in der Bewältigung von Krisen, die erstaunliche Chaoskompetenz geringerschätzen. Gerade aber von der könnten wir lernen in einer Zeit, da die Abwicklung des alten Zustandes, die im Osten begann, nun auch den Westen erreicht hat. Es könnte sein, daß wir immer noch auf den Kreml starren, während auf dem eurasischen Basar die Konkurrenz längst neu eröffnet ist.

Planwerk Berliner Innenstadt

Identität, Permanenz und Modernisierung

Von Hans Stimmann

Berlin hat in den letzten Jahren eine stürmische Phase der Stadtentwicklung erlebt. Unter dem Druck der vereinigungsbedingten Aufgaben, der nach Berlin drängenden Investoren sowie im Zusammenhang mit der Hauptstadtwerdung wurden in kurzer Zeit zahllose Pläne und Projekte erarbeitet, deren Resultate mittlerweile an vielen Orten der Stadt sichtbar sind. Andere Planungen dagegen liegen nach Abklingen dieser ersten "Gründerjahre" brach oder haben sich gar als inhaltlich problematisch erwiesen.

Darüberhinaus gibt es stadtgestalterisch bedeutsame Bereiche der Innenstadt, für die keine abgeschlossenen Planungen vorliegen. In Anbetracht der tiefen Narben und Brüche, die der Ausbau des historischen Zentrums zur Hauptstadt der DDR bzw. die Entwicklung West-Berlins zur Ersatzcity hinterlassen hat, ist dieser Berund nicht verwunderlich.

Als Grundlage für gesamtstädtische Modernisierung wird das Historische Zentrum und die City West ein anschauliches *Planwerk Innenstadt Berlin* erstellt. Dies ist zugleich der Versuch, dem historischen Zentrum und der City-West im Gesamtgefüge der Stadt eine ihrem spezifischen Profil entsprechende identitätsstärkende Rolle zukommen zu lassen.

Die vorgeschlagene Bebauung städtischer Grundstücke erhöht die Dichte und führt damit auch zu einer besseren Ausnutzung der vorhandenen sozialen und technischen Infrastruktur. Dieses Projekt ist insoweit auch ein Beitrag zur aktuellen Urbanitätsdiskussion, in der die Schlagworte Modernisierung und Nachhaltigkeit zu Schlüsselbegriffen geworden sind.

Anlaß und Ziel

Den Anstoß für die Arbeit an dem "Planwerk Innenstadt" gaben zwei politische Aufträge. In der Koalitionsvereinbarung von Januar '96 heißt es u.a.: "Berlins historische Mitte (ist) durch Erhalt, Pflege und Ergänzung in ihrer Bedeutung zu achten und zu bewahren. Es muß ein Gesamtkonzept entwickelt werden, das sich am historischen Erscheinungsbild orientiert." Dieser politische Auftrag steht in Verbindung mit dem im September 1995 vom Berliner Abgeordnetenhaus beschlossenen "Konzept für die städtebauliche Aufwertung der City-Bereiche am Zoo" (Drucksache 12/6066). In diesem Beschluß heißt es programmatisch: "Die städtebauliche Aufwertung der City-Bereiche am Zoo kann nicht losgelöst von der City in Berlin-Mitte behandelt werden".

Diese Beschlüsse sind Indiz dafür, daß die Suche nach einer neuen Identität für die nahezu 50 Jahre getrennten Innenstadtbereiche längst nicht abgeschlossen ist. Den zahlreichen Büchern, Artikeln, Reden, Ausstellungen und Architekturdiskussionen über die Hauptstadt und Metropole zum Trotz gibt es unterhalb der Maßstabebene des im Juli 1994 beschlossenen Flächennutzungsplanes kein überzeugendes, identitätsstiftendes städtebauliches Gesamtkonzept für den Innenstadtbereich. Geplant wurde lediglich für unterschiedlich große Teilbereiche.

Konsens besteht nur für die nach der Methode der kritischen Rekonstruktion bebaute Dorotheen- und Friedrichstadt sowie für den Potsdamer Platz, dessen Planungsleitbild auf der Grundlage der traditionellen europäischen Städtebautradition entwickelt wurde. Östlich und westlich davon liegen die unwirtschaftlichen Fragmente moderner Nachkriegsstadtentwicklung, als da sind im Westen An der Urania und Schillstraße, Kulturforum, Gleisdreieck sowie die Leipziger Straße mit dem Spittelmarkt, der Straßenzug Gertrauden-/Grunerstraße, der Schloßbereich, die gesamte historische Altstadt und die Königsvorstadt im östlichen Teil der Innenstadt.

Das Ziel ist daher die Erstellung eines Planes, der unter Einbeziehung der Problembereiche ein anschauliches, potielles Gesamtbild des Historischen Zentrums und der City West aufgezeigt. Der Plan ist kein gänzlich neuer Entwurf, sondern analysiert die bisherigen Einzelplanungen, überprüft sie auf ihre Stimmigkeit im übergeordneten Zusammenhang und ergänzt oder revidiert bisherige Planungen. Trotz des genauen Maßstabs nimmt das Planwerk kein Ergebnis vorweg, sondern bietet die Basis für eine breite öffentliche Diskussion über Grundsatzfragen der Innenstadtentwicklung. Die Genauigkeit ist erforderlich, um die Konflikte deutlich werden zu lassen. Das Planwerk hat also trotz seiner Präzision eine strategische Funktion, soll also beschreiben, wohin die Reise gehen könnte. Dies gilt im gesamtstädtischen Maßstab für Funktion, Gestalt und Identität von City West und Historischem Zentrum, aber auch für Einzelbereiche wie das Kulturforum, das Gleisdreieck, die Spreeinsel, die Fischerinsel und das Alt-Berliner Zentrum zwischen Fernsehturm, St. Marien und Marx-Engels-Denkmal.

Methode

Das im Entwurf vorgestellte mögliche Bild der Innenstadtbereiche kommt ausdrücklich ohne Abrisse aus. Es ist der Versuch, die verschütteten historischen Spuren des zerstörten Stadtgrundrisses, aber auch die Geschichte der Zerstörung als Bestandteil einer neuer Planung ernst zu nehmen. In Verbindung mit einer Neubebauung entstehen auf diese Weise abwechslungsreiche Straßen- und Platzräume, die keine Phase der Berliner Planungs- und Architekturgeschichte verleugnen.

Vielmehr werden die Paradigmen des modernen Städtebaus mit der Auseinanderdividierung von Stadt, mit Verkehrsschneisen, Abstandsgrün, solitären Großbauten, Funktionsentmischung und Beseitigung des Eigentums an städtischen Häusern aufgehoben und im Sinne eines neuen, modernen Verständnisses von Stadt, wie es der gewandelten Gesellschaft des beginnenden 21. Jahrhunderts angemessen erscheint, vorgestellt. Eine solche Modernität, die nicht auf den Bruch, sondern auf Experimente mit der Tradition einer europäischen Großstadt setzt, unterscheidet sich grundsätzlich von dem konservativ gewordenen Modernitätsanspruch der Moderne der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts, aber auch von der zynischen Perspektive einer in der Virtualität verschwindenden Stadt des Informationszeitalters.

Arbeitsweise

Ein solches Projekt kann nicht als Gutachten vergeben werden, sondern ist auf die ständige Kommunikation, Rückkopplung und öffentlichen Diskurs, der die Stadtgesellschaft einbezieht, angelegt. Dies ist notwendig, weil wichtige grundsätzliche Planungsperspektiven für die Berliner Innenstadt im 21. Jahrhunderts strittig sind. Es gibt keinen Konsens über die Ziele, als da sind "Sehnsucht nach der alten Stadt", "Verteidigung der DDR-Moderne und ihre sozialistischen Hauptstadtplanungen", "Beharren auf der West-Berliner Downtown-Nostalgic", "Festhalten an der Stadtlandschaftsidee", "von jeglichem Stadtanspruch losgelöste Flächenansprüche der Straßenplaner" etc. Die Auflösung der Zielkonflikte führte bisher zu Teillösungen, die jeweils den kleinsten gemeinsamen Nenner fixierten. Die jetzige Vorgehensweise versucht die politischen und fachlichen Blockaden auf einer inhaltlich anderen und ausdrücklich gesamtstädtischen Ebene zu überwinden.

Das Planwerk ist ein Projekt der Senatsverwaltung für Stadtentwicklung, Umweltschutz und Technologie, die sich dabei der technischen und inhaltlichen Unterstützung durch freiberuflich tätige Planer und Architekten bedient. Verwaltung und Architekten arbeiten in zwei Projektteams: "Historische Mitte" mit Dr. Dieter Hoffmann-Axthelm und Dipl.-Ing. Bernd Albers und "City West" mit Prof. Dr. Neumeyer und Prof. Manfred Ortner.

Struktur und Gestalt der City West

Seit der Wiedervereinigung spürt die City West die Konkurrenz des Historischen Zentrums, das mit dem Sitz von Parlament und Regierung (Bund und Land), den Kultureinrichtungen nationaler Bedeutung, der Universität, dem zukünftigen Hauptbahnhof und Ergänzungen in den Bereichen Entertainment und Konsum entscheidend aufgewertet wird.

Diese Konkurrenz ist ein Ergebnis der politischen Normalisierung. Die City West verliert ihre seit 1947/48 für den Westteil entwickelte Sonderstellung. Damit stellt sich die Frage nach der Herausbildung der spezifischen Identität als Standortvorteil neu. Für die City West geht es dabei vorrangig um die Frage, wie jene Qualitäten, die die Sichtweise des Westens schon in den 20er und 30er Jahren auszeichneten, als Modernisierungspotentiale für die Zukunft sinnvoll und effektiv entwickelt werden können. Wer dies im Auge hat, müßte sich zunächst von den noch aus der Vorwendezeit stammenden Projekten verabschieden, mittels derer ein Teil Charlottenburgs in eine monofunktional organisierte Büro- und Geschäftsstadt, eben in eine City, wie sie das 20. Jahrhundert als Begriff für diesen Typus entwickelt hat, verwandelt werden sollte. Die besondere Bedeutung des neuen Westens für die Gesamtstadt lag und liegt in der Qualität des urbanen Kontextes. Die City West verfügt nur über wenige gesamtstädtische Symbolik ausstrahlende historische Baudenkmale (mit Ausnahme der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche), dafür aber über ein Gerüst von Boulevards, Straßen und Plätzen, in das ein breites Angebot öffentlicher und privater Kultur-, Bildungs- und Freizeiteinrichtungen, insbesondere aber ein spezialisiertes Einzelhandelsangebot internationalen Standards eingebettet ist. Diese urbane Struktur zu bewahren und weiterzuentwickeln, muß das erste stadtplanerische Ziel sein. Wer sich unter dieser Perspektive mit der City-West beschäftigt, stößt sehr schnell darauf, daß die Hauptprobleme nicht im Bereich um die Joachimsthaler Straße liegen. Hier werden Probleme privater Bauherren mit denen der Stadt gleichgesetzt. Betrachtet man die City-West unter dem Gesichtspunkt funktionaler und stadträumlicher Beziehungen in Richtung Historisches Zentrum, geraten besonders die unüberwindbaren Zäsuren der ehemaligen Südtangente, das Kulturforum und das Gleisdreieck ins Blickfeld.

Exemplarisch für die veränderte Problemsicht steht das Kielganzviertel. Dieses Quartier gehörte noch bis zum Ende des Weltkrieges zu den bevorzugten Lagen der deutschen Hauptstadt. An die frühere Qualität erinnert heute nur noch das Cafe Einstein und die gegenüberliegende ehemalige Bankiers villa. Die Qualität dieser Lage ist nicht durch den Krieg und den Mauerbau zerstört worden, sondern hat ihre Ursache in der zerstörerischen Verkehrsplanung der 50er und 60er Jahre, mit der versucht wurde, das historische Zentrum mittels Autobahntangenten zu umfahren, um so Berlin in eine autogerechte Stadt mit solitären Großbauten zu verwandeln. Dieses Gebiet war insofern von diesem verkehrsplanerischen Totalangriff betroffen, als hier die hochliegende Stadtautobahn der Südtangente vorgesehen waren. Die Spuren dieser Planung bilden bis heute eine unwirtliche und gleichermaßen unüberwindliche Barriere zwischen der Charlottenburger City, Schöneberg und dem Kulturforum. Erst wenn es gelänge, diese Verkehrsschneisen durch städtebauliche Maßnahmen in den Kontext der Stadt zurückzuholen, könnte das Kulturforum seine ihm in den frühen 60er Jahren zugewiesene Rolle als Verbindung zwischen dem historischen Zentrum und der City-West wahrnehmen.

Um die Einheit Berlins zu wahren, hatte man im ersten von West-Berliner Behörden aufgestellten Flächennutzungsplan von 1950 zwar zwei City-Konzentrationen ausgewiesen, gleichzeitig jedoch dem Oberziel der Einheit mit der Ausweisung eines City-Bandes unter Einbeziehung des Zoogebietes formal Rechnung getragen. Dieser Tradition folgten die späteren nur noch für West-Berlin geltenden Pläne: Baunutzungsplan (1958) sowie der Flächennutzungsplan von 1965. Nur so war die geographische Extremlage des Kulturforums zu rechtfertigen. Es sollte einst für das historische Stadtzentrum wirksam werden und dennoch in West-Berlin liegen.

Da das Kulturforum sich nun in unmittelbarer Rückenlage zur kompakten Stadtkante der Neubebauung am Potsdamer Platz befindet, geht es deshalb darum, die stadträumlichen Qualitäten dieser Kulturinsel im Sinne ihrer geschichtlich gewordenen Identität als Teil der Scharoun'sehen Stadtlandschaft zu stärken, zugleich aber ihre Einbindung in den stadträumlichen Zusammenhang herauszuarbeiten.

Historisches Zentrum

Für die historische Mitte gibt es zwar zahlreiche städtebauliche Entwürfe, Bereichsentwicklungspläne, Einzelprojekte und vor allem die scheinbar unendliche Schloßdebatte, aber kein zusammenhängendes städtebauliches Konzept und erst recht keine funktionale Vorstellung, was dieser Bereich des mittelalterlichen Zentrums für die Gesamtstadt leisten soll. Der kleinste gemeinsame Nenner ist die Vorstellung einer groben Annäherung an den historischen Stadtgrundriß. Die Realisierung dieser Planungen scheiterte aber bisher an politischen Blockierungen im Umgang mit dem Erbe des sozialistischen Städtebaus sowie an den gleichermaßen maßstabslosen wie systemneutralen Vorstellungen der Straßenplaner. Es ist daher auch 7 Jahre nach dem Fall der Mauer eine offene Frage, was für die Profilierung des historischen Zentrums maßgeblich sein soll: Die die Altstadt maßstabsprengenden Ost-West-Trassen mit begleitenden Hochhausscheiben oder die Orientierung am historischen Stadtgrundriß als Voraussetzung für Identität und Dichte eines bewohnbaren Stadt-Zentrums. Stadtzentren mit Rathaus, Marktplatz, Kirchen, Kaufhäusern und Wohnungen sind dazu da, daß man sie erreicht, zur Ruhe kommt, nicht daß man durch sie hindurchfährt. Trotz der geplanten großräumigen Verkehrsumfahrung des Historischen Zentrums, der Ausstattung mit U-Bahn, S-Bahn und Straßenbahn sowie Zielvorgabe eines modalsplit von 20 : 80 (IV : ÖPNV) wird daran festgehalten, im historischen Zentrum die vom Sozialismus geschlagenen Breschen beizubehalten. Um diesen Zielkonflikt aufzulösen, soll noch einmal mit einer erweiterten Perspektive über die Zukunft des historischen Zentrums nachgedacht werden. Dabei geht es um das Verhältnis von Historischem Zentrum zu Gesamt-Berlin, aber auch um die Wahrnehmung durch Bürger der Bundesrepublik Deutschland und internationaler Touristen.

Die Mitte ist in Zukunft nicht nur Zentrum einer 3,5 Millionen-Einwohner-Stadt, sondern ebenso ein räumlicher, funktionaler und emotionaler Bezugspunkt der Bundesrepublik. Das jetzige Bild kann man zwar als Ergebnis sozialistischer Planungsgeschichte erklären, die Erwartung an die Gestalt des Historischen Zentrums erfüllt man damit allerdings nicht.

Ost-Stadt, West-Stadt

Die Beschäftigung mit der zukünftigen Nutzung und Gestaltung des Historischen Zentrums eröffnet die Möglichkeit zur Überwindung zwischen der Ost-Berliner Wahrnehmung des bis 1990 "eigenen" und der West-Berliner Sichtweise auf das bis 1990 "fremde" historische Zentrum. Es muß ein Weg gefunden werden zwischen dem legitimen Bedürfnis der Ost-Berliner, das Zentrum als Teil ihrer Identität zu verteidigen und der Notwendigkeit zur identifikatorischen Aneignung des Historischen Zentrums für alle Berliner. Die Berliner Mitte ist in ihrem heutigen Zustand durch Freilegung, Abriß, rationalisierende Neubauplanung und Verkehrsplanung nicht in der Lage, diesen Prozeß zu befördern. Der Fernsehturm mit Rathaus, Marienkirche und Grünfläche reicht dazu nicht aus. Eine wesentliche Aufgabe des Planwerkes ist es also Orte zu entwerfen, wo sich wieder Stadt und Stadtgesellschaft inszenieren kann, wo Architektur möglich ist, wo Überraschungen entstehen, Perspektiven sich verändern, wo räumliche Schichten und Geschichte sich überlagern.

Von der passiven Stadtentwicklung zum aktiven Stadtmanagement

Die derzeitige wirtschaftliche Entwicklung und die Strukturkrise der öffentlichen Haushalte zwingen uns dazu, mit anderen Produktionsweisen und Aneignungsformen von Stadt zu experimentieren, mit Ressourcen sparsamer und effektiver umzugehen. Dabei geht es nicht nur um die Erhöhung der Dichte, sondern um einen Wechsel der Strategie, die wieder mehr auf

Eigeninitiative setzt, den Mittelstand einbezieht und fördert, Bauherren und Verwaltung als Partner sieht. Dafür bieten sich zwischen Breitscheidplatz und Alexanderplatz zahlreiche Möglichkeiten für ein Engagement vieler Bauherren auf kleinen Grundstücken. Eine solche Strategie ginge allerdings nur dann auf, wenn durch entsprechende Bodenpolitik und Planungsmanagement die wirtschaftlichen Voraussetzungen für eine Bebauung geschärft werden.

Städtebauliche Kalkulation als Voraussetzung für eine erfolgreiche Modernisierung

Der vorliegende Plan soll bis zum Sommer 1997 in intensiver Diskussion mit politischen Parteien, Verbänden und Betroffenenvertretungen diskutiert, verbessert und als Grundlage für die Entwicklung der nächsten 20 Jahren in seinen Essentials beschlossen werden. Für die beiden Stadtbereiche muß eine sorgfältige städtebauliche Kalkulation erarbeitet werden, die die privatwirtschaftliche Machbarkeit überprüft. In einem weiteren Schritt wäre die Einsetzung eines oder mehrerer treuhänderischer Entwicklungsträger denkbar, die als Koordinatoren die langwierige Umsetzung des Rahmenplans (Schaffung von Planungsrecht, Bau der Infrastruktur, Vergabe der Grundstücke etc.) zu betreuen hätten.

Berlin hat die Chance, die geschichtsbewußte wie identitätsstiftende Revitalisierung seiner Innenstadt voranzutreiben und neue Modelle zum Umbau der Stadt zu entwickeln. Wenn es gelingt, die im Rahmen des Planwerkes vorgeschlagenen Projektbereiche im Sinne einer Mobilisierung städtischen Vermögens tatsächlich einzusetzen, wird zugleich ein praktischer Beitrag zur laufenden Modernisierungs- und Nachhaltigkeitsdebatte geleistet, mit dem Berlin seinem Ruf als experimentierfreudige Stadt gerecht wird.

„Zwischenergebnis des Projektteams West“

von Prof. Dr. Fritz Neumeyer und Prof. Manfred Ortner

I Historische Struktur und Gestalt der City West

1. Konkurrenz der Zentren und der Identitäten

Nach der Wiedervereinigung steht die City West in Konkurrenz zur wiedergewonnenen historischen Mitte, die als Zentrum der Gesamtstadt neu aufgewertet wird. Mit dieser Rückkehr zur "Normalität" hat die City West ihre nach 1945 entwickelte Sonderstellung verloren. Der damit verbundene Prozeß der *Relativierung* im Stadtgefüge hat im Westteil der Stadt offensichtlich zu einer Irritation des Selbstverständnisses gerührt: wie nach einer existenziellen Erschütterung glaubt man sich der eigenen Identität und Selbständigkeit im Hinblick auf Funktionsfähigkeit und Bedeutung im Kontext der Gesamtstadt neu versichern zu müssen. Dieser Prozeß findet seine mentalitätsgeschichtliche Parallele unter anderen Vorzeichen im Ostteil der Stadt.

Mit der Wiedereröffnung der für die Gesamtstadt fruchtbaren Konkurrenz zwischen Alter Mitte und Neuem Westen, zwischen historischem Zentrum und City West, stellt sich also für beide Seiten die Frage nach der Vergegenwärtigung von jeweils spezifischen, historisch vorgeprägten, städtischen Identitäten als Standortvorteil gleichermaßen neu. Für die City West bedeutet dies, jene Qualitäten, durch die sich der Westen als Westen historisch auszeichnet, als Investitionspotentiale für die Zukunft weiterzuentwickeln und so effektiv einzusetzen, daß davon die City West selbst, aber auch die Gesamtstadt profitieren kann.

2. Historische Struktur und Gestalt der City West:

Stadtnetz mit City-Knoten

Bei der City West handelt es sich *nicht* um eine monofunktional organisierte "City", wie sie das 20. Jahrhundert als Inbegriff der modernen Büro- und Geschäftsstadt geprägt hat, die an die Stelle des historischen Zentrums getreten ist.

Die City West stellt sich vielmehr als ein weitgehend intaktes, historisch geprägtes Stadtgefüge dar, das sich in der Substanz und in der historischen Struktur des *Stadtnetzes* des 19. Jahrhunderts weitgehend erhalten hat. Mit verdichteten City-Funktionen wurde diese *Textur* im 20. Jahrhunderts durch *City-Knoten* schwerpunktmäßig ergänzt und modernisiert.

Diese Modernisierung erfolgte nach 1945 unter dem Leitbild der funktional und räumlich in Zonen zerlegten Stadt. In Verkehrsschneisen mit Abstandsgrün und solitären Großbauten, die den bewußten Kontrast zur historischen Stadt des 19. Jahrhunderts suchten, hat diese Auflockerung der Stadt ihren Niederschlag gefunden. Zu dieser Modernisierung gehörte auch ein sozialpolitischer Strukturwandel in der Bauherrenschaft. Das kleinteilige Grundeigentum, dem die historische Stadtmatrix einen Gutteil ihrer räumliche Dichte und Vielfalt verdankte, wurde zugunsten von Großgrundstücken aufgelöst. Bauträgergesellschaften traten an die Stelle gestreuten, bürgerlichen Privateigentums.

Der auf dieser Grundlage entstandene Typus eines *historischen Stadtnetzes mit modernen City-Knoten* von jeweils *eigener Bedeutung* ist in räumlicher und baulicher Hinsicht als das charakteristische Strukturmodell für die City West anzusehen. Die hierin wirksame Dialektik zwischen Knoten und Netz gilt es auch zukünftig als Strukturmerkmal grundsätzlich zu respektieren.

Maßgeblich für die Struktur der City West ist ferner die Tatsache, daß die City West, im Unterschied zur City Ost, sich historisch *nicht* aus einem *Zentrum*, sondern sich gleichermaßen *von ihren Rändern her* entwickelt hat. Die City West ist aus dem Zusammenwachsen der Bezirke Charlottenburg, Wilmersdorf und Schöneberg hervorgegangen. Die historischen Ortskerne sind für diesen Prozeß, wie gerade das Beispiel Charlottenburg zeigt, gänzlich ohne Belang geblieben. Vielmehr hat Überlagerung der Ränder dieser Bezirke das Entstehen der City West begünstigt.

Aus dieser historischen *Vernetzung* verschiedener Bezirke erklärt sich auch eine Besonderheit der *Knoten* in Bezug auf ihre *städtische Bedeutung*, nämlich *zugleich lokale und überlokale Funktionen* auszuüben. Gerade diese *Simultanität* ist als eine ganz wesentliche Qualität festzuhalten und fortzuschreiben. An diesem Kriterium müssen sich alle laufenden und kommenden Planungen messen lassen.

3. Abgrenzung der City West

Seit der Jahrhundertwende hat sich der Breitscheidplatz als der öffentliche Mittelpunkt des Neuen Westens und der City West herausgebildet. Die enge räumliche Verzahnung mit Kurfürstendamm und Tauentzienstraße hat diese Zentrumsfunktion gefördert. Nach der Teilung der Stadt wurde das kriegszerstörte Gebiet um den Breitscheidplatz durch Neubauten, die sich über historische Grundstücksgrenzen und Gebäudehöhen hinwegsetzten, exemplarisch modernisiert und dem Zeitgeist entsprechend architektonisch aufgewertet (Bikinihaus, Zoopalast, Cafe Kranzler, Europacenter und Gedächtniskirche). Hierdurch entstand rund um den Tauentzien und den Kurfürstendamm das "neue" Identität sichtbar demonstrierende City-Zentrum als Wahrzeichen der Halbstadt West-Berlin.

Grundlage für die bauliche und verkehrliche Entwicklung der City West war die Idee des *City Bandes*. Dieses Konzept der flächenmäßigen Verbindung zwischen West und Mitte durch Zonierung und ein Schnellstraßensystem sollte die Spaltung in zwei Zentren auch nach der politischen Teilung der Stadt vermeiden. Mit der Neuordnung des Gebietes "Rund um den Zoo" sollte zwar ein Geschäfts- und Unterhaltungsgebiet mit besonderer Ausstrahlung entstehen, keineswegs aber ein zweites Stadtzentrum, das dem historischen Zentrum Konkurrenz machte. Paul Bonatz, Stadtrat für Bau- und Wohnungswesen, sprach sich noch 1950 nachdrücklich gegen eine westliche City aus, auch nur als Begriff.

Als Folge des City Band Konzeptes rückte die Südtangente unmittelbar an das Zoo-Gebiet als dessen südliche Begrenzung heran. Im Ideenwettbewerb "Rund um den Zoo" von 1947 wurde dem neuen, vom Schnellstraßenverkehr geprägten *Stadtbild einer modernen Down Town* konsequent Ausdruck verliehen. Der Breitscheidplatz verschwand, wie im prämierten Entwurf der Gebrüder Luckhardt, was schon die Bezeichnung "Rund um den Zoo" suggerierte, in einem riesigen Kreisverkehr. Dem Fluß des Verkehrs folgte eine weiträumige Rhythmisierung des Stadtraumes zwischen Wittenbergplatz und Uhlandstraße durch freistehende Solitäre und Zeilenbauten. Mit dem 1954 vom Abgeordnetenhaus verabschiedeten Richtplan "Rund um den Zoo" wurde die autogerechte Stadt Planungsrecht und mit dem Durchbruch der Lietzenburger Straße der erste Abschnitt der Südtangente geschaffen.

Neben dem Zentrum Breitscheidplatz entwickelten sich an bedeutsamen Zugangsstraßen, gleichsam an den Eingängen in die Innenstadt des 19. Jahrhunderts, *neue City-Knoten* mit spezifischer Nutzung: markant ausgeprägt an dem völlig neu gestalteten *Ernst Reuter Platz* mit seinen Bürohochhäusern. Auch der Ausbau von bestehenden Standorten, wie dem *Theodor-Heuß Platz* mit SFB, oder dem Schnittpunkt von Ringbahn und Neuer Kantstraße an den Messehallen und dem ICC, ist in diesem Sinn der modernen City-Bildung zuzurechnen. Knoten mit City-Funktionen auf der untersten Schwelle haben sich auch durch Neubauten in den Kreuzungsbereichen wichtiger Straßenzüge im Raumgefüge der Innenstadt etabliert, so am Ranke- und Joachimsthaler Platz, oder im Kreuzungsbereich Kleiststraße/An der Urania, oder im Ansatz auch im Bereich Rathenauplatz am westlichen Ende des Kurfürstendamms.

Im Kontext der so herausgebildeten City West nimmt ferner das *Kulturforum* mit herausragenden gesamtstädtischen Institutionen und Manifestationen moderner Architektur (Philharmonie, Nationalgalerie, Staatsbibliothek) für die Identität des City West eine wichtige Stellung ein. Mit diesem konzentrierten Nutzungsangebot im kulturellen Sektor ist die City West am weitesten an das Zentrum herangerückt. Die politische Entscheidung, den Neubau der Philharmonie nicht, wie es der Wettbewerb von 1956 vorsah, auf dem Gelände des Joachimsthalschen Gymnasiums in Wilmersdorf sondern im Bezirk Tiergarten zu realisieren, war eine bewußte *Setzung auf das historische Zentrum*. Das Kulturforum, dessen Ausbau 1963 im Abgeordnetenhaus beschlossen wurde, sollte als der am weitesten vorgeschobene *Teil des City Bandes* als Verbindung zur Mitte fungieren und ein Signal für die Einheit der Stadt setzen.

Daß der gesamtstädtische Zusammenhang des City Bandes durch die Schnellstraßen der Nord-Südtangenten in einzelne Segmente zerschnitten wurde, hat entschieden zur Isolierung des Kulturforums beigetragen.

Erst heute, nachdem die Stadtautobahnplanung vom Tisch ist und das Kulturforum nicht mehr an das Niemandsland sondern an die neue Bebauung am Potsdamer Platz grenzt, läßt sich die dem ehemaligen Vorposten des City Bandes einstmals zugedachte Verbindungsfunktion zur Mitte einlösen.

Nach Norden findet die City West durch den *Tiergarten* und den *Landwehrkanal* ihre natürliche Begrenzung. Die Anbindung des Tiergartens über den Hardenbergplatz wird Prüfstein dafür sein, inwieweit ein Überspringen des Landwehrkanals als City-Erweiterungsgebiet (Spreestadt) möglich sein wird, um das Areal zwischen Spree, Landwehrkanal und Stadtbahn zu entwickeln und mit der City West in Beziehung zu setzen. Auch wird der Standort *Lehrter Bahnhof* als Projektion eines neuen City-Knotens im großräumigen Netz der City West als ein eigener Schwerpunkt unbedingt zu berücksichtigen sein.

4. Leistungsform und Wirkungsform:

Das funktionale und stadträumliche Potential der City West:

Die Bewahrung und Weiterentwicklung der für die City West typischen "Mischung" wird als Standortvorteil gegenüber der "neuen" historischen Mitte Berlins mit ihrem geringen Wohnanteil auch zukünftig eine außerordentliche Bedeutung haben. Dieses funktionale und stadträumliche Kapital der City West darf nicht kurzfristig verspielt werden.

In dieser spezifischen Mischung aus großstädtischem Wohnen, Wissenschaft, Kulturbetrieb und Entertainment, sowie eines Waren- und Konsumangebots internationalen Standards, nimmt die City West den ersten Platz im gesamtstädtischen Angebot ein. Diese Mischung ist das *Fundament der Urbanität* der City West und trägt wesentlich zu ihrer überregionalen Bedeutung als zweites Zentrum Berlins bei. Baulich drückt sich diese Nutzungsmischung in einem bisher selbstverständlichen Nebeneinander von Alt und Neu aus, das es zu erhalten gilt.

Die City West - etwa mit Seitenblick auf den Potsdamer Platz - punktuell zu einer Art Down Town zu verdichten, hieße, das eigentliche städtische Potential zu verspielen und auf das falsche Pferd zu setzen. Denn die Bedeutung der City West für die Gesamtstadt liegt ebenso sehr auf der *ökonomischen Leistungsform* wie auf der *atmosphärischen Wirkungsform*. Als erstklassige Einkaufsstraße will die Friedrichstraße dem Kurfürstendamm seine bisherige Stellung streitig machen. Was den Kurfürstendamm aber von der Friedrichstraße, abgesehen von der Angebotsdifferenzierung, als attraktiven Standort unterscheidet, ist die *Besonderheit des urbanen Kontexts*. Die City West verfügt zwar im Gegensatz zur Mitte nicht über die prominenten, gesamtstädtische Symbolik ausstrahlenden, historischen Baudenkmale, dafür aber über ein *Gerüst von Straßen und Plätzen* mit einem weitgehend intakten "städtischen" Großstadtleben, wie es im historischen Zentrum auf diesem Niveau nicht mehr entwickelbar ist.

Während die City Ost in zentralen Bereichen jetzt mehr oder weniger nur aus einzelnen, hochbedeutsamen historischen Bauten besteht, die ihren traditionellen städtischen Kontext verloren haben, bietet die City West - wenngleich in anderen historischen Dimensionen - dem Besucher die Möglichkeit, die *Stadt als Stadt* zu erleben: nämlich als voll funktionierende bürgerliche Stadt, die sich in diesem Jahrhundert durch moderne City-Knoten dynamisch weiterentwickelt hat und darin auch im 21. Jahrhundert konkurrenzlos bleiben wird.

Die Stadt des 19. Jahrhunderts und die inzwischen auch als historische Baudenkmale zu betrachtenden Bauten von West-Berlin, die nach 1945 entstanden sind, prägen die *Geschichtlichkeit des Stadtbilds* der City West. Mit dem Ku-damm und Tauentzien und deren Seitenstraßen, mit dem Quartier um den Savigny Platz, stellt sich die City West als autonomer Repräsentant einer *Berlin-typischen Urbanität* dar. Diese trägt entscheidend zum Berlin-Erlebnis bei und leistet damit einen wichtigen gesamtstädtischen Beitrag.

Dieser Bedeutung der großstädtischen Atmosphäre als einer entscheidenden Grundlage der "Leistungsform" sollten zukünftige Investitionen in der City West möglichst bewußt und differenziert Rechnung tragen. Ziel künftiger Interventionen müßte es sein, diese Wirkungsform auszudehnen, nicht, sie einzuschränken. Daher gilt es, jene Bereiche strukturell zu stärken, in denen diese Wirkung etwa durch Zäsuren der Verkehrsplanung nachhaltig beeinträchtigt worden ist.

II Analytische Leitgedanken und strategische Maximen

1. Die Typologische Qualität der City-Knoten:

Die Kollision von Objekt und Textur

Die Typologie der Knoten in der City West ist baulich durch eine Überlagerung von historischer *Blockstruktur* und modernen *Solitären* gekennzeichnet. Der City-Knoten ist folglich als eine Collage zu interpretieren, denn es stehen sich hier das *Bauwerk als Objekt* und das *Bauwerk als Textur* gegenüber. Der City-Knoten stellt also entwicklungsgeschichtlich eine Momentaufnahme aus dem Prozeß dar, in dem die Matrix der Stadt vom *kontinuierlichen Körper* des Blocks zum kontinuierlichen Raum der *Stadt der Objekte* typologisch transformiert wird.

Eindeutige figürliche Lesbarkeit von Straßenraum und Platz, klare Kontur der schematisierten Blocktextur mit Bauten, die sich dieser kollektiven Struktur unterordnen, sind die *Merkmale der historischen Matrix*. Im Gegensatz zu diesem traditionellen Typus vom *Bauwerk als Textur* repräsentiert die moderne City-Architektur den Typus vom *Bauwerk als Objekt*, nämlich den *Solitär*, der - einem Baudenkmal ähnlich - für sich beansprucht, sich als *Bauindividuum* mit möglichst uneingeschränktem Recht auf Selbstdarstellung eine eigene kleine städtische Welt zu schaffen.

In der für die moderne Architektur charakteristischen *Objekt-Fixierung* ist der *City-Knoten* historisch ein *Spiegel modernen Städtebaus*, der die Stadt als Ansammlung von absichtsvoll disparaten Architektur-Objekten in einem offenen, nicht figürlich gestalteten Raum als Leitbild propagiert hat. Begründet wird diese Notwendigkeit mit dem Verweis auf die moderne City als *Ort einer neuen Typologie*, nämlich der Konzentration von Warenhäusern, Einkaufszentren, Bürohochhäusern, Vergnügungspalästen und anderen großkalibrigen "Stadt-Maschinen", die als bauliche Objekte eine Art "Stadt in der Stadt", oder eine "Mini-City" bilden, die als *Körper im Raum* auftreten ohne aber figürlich lesbare städtische *Raumkörper* zu erzeugen.

In dieser Tradition stehen die genehmigten Projekte von Jahn (Victoria) und Rogers (Zoo-Fenster), letztlich auch der Hybrid der IHK von Grimshaw an der Fasanenstraße. Sie manifestieren die *Krise des Objekts*, weil Baukörper entstehen, die typologisch nur noch als "*Raumbesetzer*", aber nicht als "*Raumdefinierer*" (Corm Rowe) in Erscheinung treten.

2. Die Gestaltqualität der City-Knoten:

Die Vernetzung von Raumschichten

Aus der typologischen Kollision von Objekt und Textur resultiert die besondere stadträumliche Gestaltqualität der City-Knoten als eine Art durchsichtiges Zentrum. Das Aufsprengen der Blockstruktur durch das Bauwerk als Objekt, etwa durch die typischen Scheibenhäuser der späten 50er Jahre oder das Scheibenhochhaus des Europacenters, hat, wie am Breitscheidplatz, zu einer räumlichen *Verschränkung von Vorder- und Hintergrund* gerührt, in der die Bauten einen Dialog in der Tiefe des Raumes, und damit über verschiedenen Zeitschichten hinweg, führen. Über diese Tiefenbeziehung der einzelnen Raumschichten und Raumkanten definiert sich auch der allgemeine strukturelle Zusammenhang von Knoten und Netz.

Durch die *Gleichzeitigkeit* mehrerer Raum- und Zeitschichten bietet der City-Knoten tiefen-wirksame Sichtbeziehungen, die über die vorgeschriebenen Bahnen des perspektivischen Korridors des traditionellen Straßenraumes hinausgehen. Diese *Multiperspektivität* und *Durchsichtigkeit* der Knoten wird zu einer besonderen Gestaltqualität, wenn die Raumschichten von Vorder- und Hintergrund in eine *bewußte* Beziehung gesetzt sind und so auf einer neuen Ebene *Figürlichkeit* erzeugen, die im Objekt *und* im Raum *zugleich* Gestalt annehmen kann.

In einer solchen *bewußten Organisation des Raumes in einer neuen Maßstäblichkeit der Bau-massen*, wie sie durch die bereits genehmigten, maßstabssprengenden Projekte des Zoo-Fensters und der Victoria vorgegeben werden, läge auch die Chance zur *Entwicklung* einer zukünftigen "*Neuen Dimension*" des Breitscheidplatzes. Zoo-Fenster und Victoria stellen sich in der jetzigen Form als unintegrierbare, radikal-autonome, wenn nicht gar autistische Objekte dar, die ohne jeden Bezug zum Kontext bleiben. Die Sprengkraft dieser Objekte könnte - sofern sich ihre kontextfeindliche Gestalt nicht mehr relativieren läßt - also nur dadurch die gezielte Verstärkung des Knotens durch Hinzufügen eines weiteren Hochhauses auf der östlichen Seite des Breitscheidplatzes aufgefangen werden, um die Gewichte der Stadtkomposition rund um die Gedächtniskirche in ihrer räumlichen Spannung wieder ins Gleichgewicht zu bringen.

Das *Gleichgewicht in den Knoten* wird auch weitgehend davon abhängen, inwieweit neue Projekte nicht nur von den Potentialen der bestehenden städtischen Matrix profitieren und deren Energie *verbrauchen*, sondern inwieweit sie in der Lage sind, durch Einordnung in das Stadt-gefüge und dessen Akzentuierung neue Energie *zu erzeugen*. Gerade unter diesem Aspekt sind die bereits genehmigten Bauvorhaben am Breitscheidplatz (Victoria- Areal, Zoo-Fenster) stark zu kritisieren.

3. Grundsätzliche Forderungen aus der Textur:

Gleichgewicht im Netz, Gleichgewicht im Knoten

Die eigentlichen Modemisierungspotentiale der City West liegen nicht in den Knoten, sondern in der *Qualität der Vernetzung innerhalb der Textur*. Deshalb ergeben sich folgende *grundsätzliche Forderungen*::

- 1) Stärkung der Matrix des Netzes; Aulhebung von Störungen im Netz, wie Verkehrsschneisen
- 2) Schaffung von lesbaren räumlichen Zusammenhängen durch Verbesserung der Qualität der öffentlichen Räume im Netz und in den Knoten durch Erzeugung von *Figürlichkeit* im Objekt *und* im Raum.
- 3) Bewahrung des *Funktionszusammenhanges* zwischen Netz und Knoten, um den Synergieeffekt zu erhalten.
- 3) Stützung der *Identität* und räumlich-gestalterischen *Eigenart* und *Unverwechselbarkeit* der Knoten.
- 4) Weiterentwicklung der Knoten auf der Basis ihrer typologischen Eigentümlichkeit und der charakteristischen Kollision von *Objekt und Textur* unter Bewahrung der *Gleichzeitigkeit* von lokaler und überlokaler Bedeutung der Funktionen.
- 5) Anspruch auf *Reziprozität* zwischen dem Bauwerk als Objekt und dem Bauwerk als Textur, d.h. Erzeugung von *Figürlichkeit* im Objekt *und* im Raum.
- 6) Kritische *Größe* als ein Kriterium berücksichtigen.

III VERTIEFUNGSBEREICH Breitscheidplatz

I. Öffentlicher Mittelpunkt: Der Ort und seine Symbolik

Mit der Entwicklung des Kurfürstendamms und der Tauentzienstraße zum großstädtischen Boulevard hat sich der Breitscheidplatz seit der Jahrhundertwende als öffentlicher Mittelpunkt des Neuen Westens herausgebildet. Als *Schnittstelle* des Hobrechtschen Straßengrundrisses,

in dem sich die Achsen von Kurfürstendamm und Budapester, sowie Hardenberg und Tauentzienstraße sternförmig kreuzen, nimmt der Breitscheidplatz als städtebauliche Figur eine *Gelenkfunktion* ein, die durch den angelagerten Hardenbergplatz mit dem Bahnhof Zoologischer Garten noch unterstrichen wird.

Nach 1945 wurde dieses Areal gemäß dem Leitbild der modernen, verkehrsgerechten Stadt städtebaulich und architektonisch zum modernen *City-Knoten* transformiert. Schnellstraßenähnliche Verkehrsbänder sowie Zeilenbauten und Scheibenhäuser haben dieser Gegend ein entsprechendes Gepräge gegeben und ein nach damaligen Maßstäben fortschrittliches Image verliehen. Die Internationalen Filmfestspiele vermochten diese Neuaneignung des Ortes auch im gesellschaftlichen Leben mit einem gewissen Glanz zu überhöhen.

Nach der Teilung der Stadt hat sich der Breitscheidplatz zum Zentrum von West-Berlin entwickelt, der das Image der Stadt weltweit prägte wurde. Die Ruine der Kaiser Wilhelm Gedächtniskirche mit ihren modernen Komplementärbauten (Architekt Egon Eiermann) wurde zu einem *emblematischen Ensemble*, das die geschichtliche Transformation dieser Stadt repräsentierte, die zwischen 1933 und 1945 als Hauptstadt der Zerstörung Weltgeschichte machte. Dem kollektiven Gedächtnis hat sich dieses Ensemble als *Wahrzeichen* für das moderne Berlin gleichrangig neben dem Brandenburger Tor eingepreßt.

Dieses Ensemble, das einen wichtigen Abschnitt der Berliner und der deutschen Geschichte symbolisiert, gibt dem weitläufig angelegten Platzraum seinen räumlichen und auch imaginären Mittelpunkt. Diesen Symbolwert sollte alle künftige Planung respektieren, umso mehr, als in der City West, im Gegensatz zur alten Mitte, Baudenkmale mit internationaler Identität nur rar gesät sind. Eine *Miniaturisierung* dieses Ensembles, wie sie das "Zoo-Fenster" Hochhaus bewirkt, ist hier ebenso abträglich wie die zunehmende *Banalisierung* dieses Raumes durch billigsttouristische Nutzungsprofile. Diese würden in der Tendenz nur dazu führen, daß der Breitscheidplatz als eine Art Erweiterungsfläche des Bahnhof-Zoo-Millieus enorm an Attraktivität einbüßt. Eher erscheint hier eine Orientierung an der weiträumigen "Piazza del Duomo" in Mailand als Leitbild wünschenswert.

Eine *Aufwertung dieser Zentrumsfunktion* erscheint aus heutiger Sicht gerechtfertigt, auch wenn eine Konkurrenz zur Alten Mitte selbst noch nach der Teilung der Stadt politisch nicht beabsichtigt war. Erst nach dem Bau der Mauer wurde die gesamtstädtische Orientierung aufgegeben. Eine Aufwertung des Breitscheidplatzes wird jedoch nicht durch konzentrierte Stapelung anonymer Büroflächen erreicht, sondern eher durch ein auf den Standort und seinen Charakter abgestimmtes Nutzungsgebot.

2. Strategisches Leitbild: Großräumiger Stadtplatz für die alltägliche Mobilität

Der sich in seiner Weiträumigkeit verlaufende Breitscheidplatz sollte stärker als *großräumiger Stadtplatz* herausgestellt werden und mit dem Netz der ihn begleitenden Straßen rußläufig intensiver verknüpft werden. Ziel kann es nicht sein, diesen City-Knoten durch hohe Verdichtung gleichsam zum Plätzen zu bringen. Vielmehr gilt es, ihn durch präzise Begrenzung der Konzentration in seiner Kontur deutlicher als bisher zu artikulieren und zugleich enger mit der Textur zu verzahnen. Hierbei kann insbesondere der für europäische Städte gebräuchliche Typus der "Galleria" fußläufige Verbindungen verbessern.

Um das für die City West charakteristische *Gleichgewicht* zwischen Knoten und Textur aufrechtzuerhalten sollte eine bauliche *Verdichtung* unbedingt auf den Bereich Breitscheidplatz räumlich begrenzt bleiben und sich nicht, wie mit dem genehmigten Neubau der "Victoria", in den Kurfürstendamm oder andere Seitenstraßen hineinfressen.

3. Vorgeschlagene Maßnahmen:

Breitscheidplatz: Nördliche Verbindung

Der Breitscheidplatz ist gegenwärtig nur an seinen beiden Schmalseiten durch *unmittelbar angrenzende* Bebauung gefaßt, was für einen Platzraum dieser Dimension zu schwach ist. Der Tunnel trennt die Nordseite mit dem Bikini-Haus vom Platz ab. Mit der *Aufhebung des Tunnels* kann das Bikinihaus nicht nur optisch sondern auch funktional zur Platzwandbildung heran-

gezogen und aufgewertet werden. Die nach Süden gerichteten Arkaden haben aufgrund dieser Ausrichtung hohen Aufenthaltswert. Als Durchgangsort verschenken sie allerdings diese *Lagegunst*. Durch denkmalverträgliche, leichte Konstruktionen sollen die Arkaden zu Cafes, Restaurants und Ladenschäften ausgebaut werden. Hierdurch wird auch die Fassade des Bikinihauses sichtbar auf den Boden der Platzfläche heruntergeführt. Diese wird vom Verlegenheitsgebüsch gereinigt und über die Budapester Straße hinweg bis an das Bikinihaus herangeführt. Die Budapester Straße verläuft ohne Schwelle durch diese Fläche.

Breitscheidplatz: Westliche Verbindung

Um eine minimale notwendige städtebaulichen Einbindung des geplanten "Zoo-Fensters" zu gewährleisten, wird das Hochhaus in einen *Sockel* integriert, der mit dem Schimmelpfenghaus verbunden ist. Die Kantstraße wird in diesem Abschnitt als *Passage* überbaut, die ihr Portal zum Breitscheidplatz im Schimmelpfenghaus hat. Über diese "Galleria" ist auch der Innenhof der "Gloria" angeschlossen.

Breitscheidplatz: Östliche Verbindung

Das *Europacenter* wird zur Betonung der räumlichen Fassung an der Budapester Straße durch eine Scheibe in der Höhe des gegenüberliegenden "Kleinen Hochhauses" der Zoobebauung ergänzt und als Pendant zur Passage Kantstraße mit einer "Galleria" mit sichtbarem Eingang zum Breitscheidplatz umgebaut. Durch diese Scheibe wird ein Tor zur Budapester Straße geschaffen, die "Galleria" stellt eine interne Verbindung zwischen Budapester und Tauentzienstraße her.

Ein einziges schlankes *Hochhaus* in der Nähe des Zooeingangs Budapesterstraße (Projekt Kollhoff) soll dem Knoten Breitscheidplatz gezielt hinzugefügt werden, um ein *Gegengewicht* zu dem Zoo-Fenster-Hochhaus auf der westlichen Platzseite zu schaffen.

Durch dieses zusätzliche Hochhaus wird im Sinne der *Vernetzung der Raumschichten* auch eine *Aufwertung der achsialen Verbindung* vom Kurfürstendamm in Richtung Budapester Straße über den Breitscheidplatz hinweg möglich. Diese Form der Vernetzung erscheint auch deshalb sinnvoll und notwendig, weil der *städtische Energiefluß* sich bisher nur auf der Südseite des Breitscheidplatzes bewegt, nämlich vom Kurfürstendamm in den Tauentzien einmündend und am Wittenbergplatz sackgassenartig endend.

Hardenbergplatz:

Der Hardenbergplatz stellt in seiner isolierten Lage gegenwärtig eine städtebauliche *Sackgasse* dar. Ihm wird mit einer vor den Zoologischen Garten gebauten zweigeschossigen städtischen Kante, nach dem Vorbild von Poelzigs ehemaligem "Capitol" an der Gedächtniskirche, eine *eindeutige Fassung* gegeben. Mit ihr erhält auch der Tiergarten und der Zoologischen Garten einen deutlich erkennbarer Eingang.

Der Hardenbergplatz ist für Taxen einspurig umfahrbar. Der vordere Platzbereich ist dem Bahnhof, der hintere Bereich dem Zoologischen Garten als Vorplatz zugeordnet. Da der Bahnhof künftig nur noch als Regionalbahnhof fungiert, ist eine starke Beruhigung des Hardenbergplatzes möglich. Die beiden Pavillons, welche die Sichtverbindung mit dem Stadtraum an der Hardenbergstraße behindern, werden abgerissen. Eine Tiefgarage ist vorgesehen.

Victoria Bebauung am Kurfürstendamm:

Anstelle des Victoria Projektes von Helmut Jahn, das einen massiven Eingriff in die Kurfürstendammbebauung darstellt, wird eine *Alternative* vorgeschlagen, die bei gleicher Ausnutzung des Grundstücks der städtischen Struktur eher gerecht wird.

Durch den Block wird eine *Fußgängerstraße* gerührt, die den Kurfürstendamm mit der Kantstraße verbindet und sich in eine fußläufige Verbindung zum Bahnhof Zoo fortsetzt. Auf diese Weise wird die Joachimsthaler Straße vom Fußgängerverkehr entlastet ("Bummeln statt Drängeln!"). Die neue Fußgängerstraße durch den Block wird - den Uffizien ähnlich - beider-

seitig in Traufhöhe bebaut. Die übrigen Baukörper folgen der Typologie von Zeile und Scheibenhaus, die den Standort Breitscheidplatz nach 1945 architektonisch geprägt hat. Die maximale *Höhenentwicklung* orientiert sich an dem Hochhaus Kantdreieck, auf dessen Volumen auch der Baukörper des IC-Hotels antwortet.

IV VERTIEFUNGSBEREICH *Kulturforum*

1 Die Typologie der Topographie:

Stadtlandschaft als Feld autonomer Objekte

Zur City West gehören Areale, die sich durch einseitige Nutzungsverdichtung funktional zu Knoten entwickelt haben, die aber als aus dem Netz abgekoppelte Quartiere ein *stadtgestalterisches Eigenleben* außerhalb der Typologie von Knoten und Netz rühren.

Die Charakteristik dieser Bereiche ist durch das fast vollständige *Verschwinden* oder Abhandenkommen der städtischen *Textur* zugunsten eines Feldes von Einzelobjekten gekennzeichnet. In diesem *Feld der Objekte* findet nicht mehr die sonst für die City-West charakteristische Kollision von Objekt und Textur statt, sondern bestenfalls eine Kollision von Objekt und Objekt.

Das Kulturforum stellt sich in diesem Sinn typologisch als eine heterogene Ansammlung von autonomen Objekten dar, denen die *Stadt abhanden gekommen* ist. Die problematische Eigentümlichkeit des Kulturforums besteht darin, daß seine Stadtgestalt *weder* einen historischen Kontext zu vergegenwärtigen *noch* einen lesbaren neuen Kontext zu prägen in der Lage ist. Der Grund hierfür ist in erster Linie der bautypologischen Selbstgenügsamkeit der einzelnen Bauobjekte selbst zu suchen, die sich vornehmlich als *Raumbesetzer*, weniger als *Raumdefinierer* verstehen:

Als *Stadtlandschaft der autonomen Objekte* repräsentiert das Kulturforum gleichsam in zugespitzter Form den *Typus der objektfixierten modernen Stadt*, die nicht den figürliche lesbaren *Raumkörper*, sondern ein freies Arrangement von figürlich-plastischen *Baukörpern* im kontinuierlichen, d.h. offenen, fließenden Raum zu erzeugen beabsichtigte.

Die Konzentration auf eine *einzig* öffentliche Nutzung (Kultureinrichtungen) potenziert diesen Typus zu einer Art von *Stadtkrone* gesteigerten Versammlung architektonischer Manifestationen und Monumente der modernen Architektur. Dieser Eindruck wird auch dadurch unterstützt, daß sich der historische städtische *Kontext* bis auf versprengte Einzelbauten selbst *zum Objekt verflüchtigt* hat. (Die Matthäikirche sowie die beiden Wohnhäuser Sigismundstr. 4a und Stauffenbergstr. 41, sind die letzten, *minimalistischen Repräsentanten* der verlorenen historischen Stadtmatrix und genießen bereits deshalb Denkmalwert.)

2 Strategisches Leitbild:

Das Kulturforum - eine stadtlandschaftlich geprägte "Museumsinsel"

Als ein *Feld* von autonomen Architekturjuwelen *ohne städtebauliche Fassung* kann man das Kulturforum als eine klar umrandete Stadtinsel am Tiergartenrand begreifen, die ihr stadtlandschaftliches Eigenleben führt. In der historischen Entwicklung Berlins, die von Ost nach West verlief, ist dieser Bereich der Stadt immer eine Art *Zwischenzone* gewesen, die ihr Eigenleben rührte und dies auch zukünftig tun sollte.

Strategisches Leitbild ist deshalb, diese eigentümliche Qualität einer *Kulturinsel* im Sinne ihrer geschichtlichen Identität klarer als bisher herauszuarbeiten und das Kulturforum als eine Art stadtlandschaftlich geprägtes Gegenstück zur historischen Museumsinsel in Berlin-Mitte zu betrachten. Dieser Ansatz wird zugleich auch dem Scharoun'sehen Begriff der Stadtlandschaft gerecht, welcher der Planung des Kulturforums zugrunde lag.

Parallel zu dieser Betonung der Eigenständigkeit muß aber auch die *Einbindung* dieser Stadtlandschaft autonomer Objekte in den größeren stadträumlichen Zusammenhang durch gezielte Gestaltungsmaßnahmen entwickelt werden, da der städtische Kontext sich verändert hat.

Das Kulturforum liegt nicht mehr inmitten einer Stadtbrache sondern in unmittelbarer Rückenlage zur kompakten Stadtkante der Neubebauung am Potsdamer Platz. Dadurch kann es seine historische Funktion im City Band als Bindeglied zur Mitte erstmals tatsächlich ausüben.

Für die vorgeschlagenen Maßnahmen gelten folgende *Prämissen*:

a) Freiraumgestaltung statt Hochbaumaßnahmen.

Der eigentümliche *Charakter der Distanz*, der dem *Genius Loci* des Kulturforums eigentümlich ist, muß als *Grundlage* bewahrt bleiben. Der *Freiraum* ist der wesentliche, prägende Bestandteil der Idee von der Stadtlandschaft. Von ihm aus sind daher die Potentiale zur Verbesserung der städtischen Eigenschaften zu entwickeln. Nachverdichtung scheidet hier also aus, um verlorene städtische Textur zurückzugewinnen.

Die monofunktionale Nutzung (Kultureinrichtungen) muß als positive Qualität des Ortes gewürdigt werden. Es sind also nur punktuelle Ergänzungen ("Cafe", kleines Gästehaus) vorzunehmen, durch die nicht die Eindeutigkeit der Nutzung verwässert wird.

b) *Raumidentität durch Raumvernetzung*

Da die Freiräume des Kulturforums in sich keine Figürlichkeit erzeugen können, soll die Heterogenität der Stadtlandschaft durch räumliche Vernetzung klarer strukturiert werden. Diese Vernetzung der "Insel" Kulturforum mit dem umgebenden Stadtkontext muß im wesentlichen durch stadträumliche Brückenschläge erfolgen, die in der Lage sind, räumliche Strukturzusammenhänge *ohne Hochbaumaßnahmen* zu erzeugen. Diese Haltung kommt ebenfalls der prägenden *Scharounschen Idee* von der "Stadtlandschaft" am nächsten.

3 Vorgeschlagene Maßnahmen:

Die *Innenfläche* des Kulturforums ist räumlich zu bereinigen und so zu gestalten, daß der Charakter eines Parks der "Kunstobjekte" unterstrichen wird. Die Innenfläche ist als ein "Grüner Teppich" zu verstehen, dessen räumliche Struktur zusätzlich zu den gartenarchitektonischen Maßnahmen eventuell auch durch kleinere Kunstobjekte, wie *Follies*, im Sinne eines Landschaftsgartens (auch Skulpturen oder Plastiken eines Walter de Maria könnte man sich hier gut vorstellen) als *Kunstgarten* ergänzt werden könnte.

Die *Matthäikirche* ist als historischer *Mittelpunkt* des Kulturforums in ihrer Stellung aufzuwerten. Ihr gebührt die traditionelle Einbindung in *Straße und Platz*. Von dieser Straße aus erfolgt die Erschließung für alle Institutionen. Die Achse der Straße von der Matthäikirche ist als *Grünachse* in den Tiergarten zu führen (Richtung Sowjetisches Ehrenmal), um so das Kulturforum mit dem Grünraum zu vernetzen.

Die *Potsdamer Straße* ist als Parkway (Forest Lawn Atmosphäre) durch das Kulturforum zu rühren. Die große "Schräge Rampe" vor der Kunstbibliothek soll in eine einer große *Freitreppe mit Cafe* umgebaut werden, so daß ein öffentlich nutzbarer und genutzter Raum entstehen kann.

Ein "Kleines Gästehaus" kann neben der Matthäikirche errichtet werden.

V VERTIEFUNGSBEREICH

Schills traße/An der U rania/Lietz.enburger Straße

I Das zerstörte Netz: Zäsuren in der Textur

Massive Eingriffe und Zerstörungen der Textur hat es im Bereich der City West nach 1945 vornehmlich durch die Planungen im Zeichen der autogerechten Stadt gegeben. Schon der Kollektivplan von 1947 hat mit seinem Tangentenkonzept das Leitbild für künftige Planungen vorgeprägt, das dann in Wettbewerben ("Rund um den Zoo" 1947; Wettbewerb Hauptstadt Berlin 1958) und in den Flächennutzungsplänen von 1950 und 1965 seinen Niederschlag gefunden hat. *Straßenaufweitungen* und ein Netz von innerstädtischen *Schnellstraßen* waren die Folge.

Der Durchbruch der Lietzenburger Straße zur Anbindung an die Westtangente hat in das stark kriegszerstörte Stadtgebiet eine Verkehrsschneise geschlagen, an welche die Schillstraße angebunden wurde. (Geplanter Fly Over zur Autobahn entlang des Landwehrkanals.)

Baulich ist dieser Bereich durch eine typische Bebauung mit Solitären aus den 60er und 70er Jahren als *moderne Zäsur* gekennzeichnet. Die historische Matrix des Stadtnetzes wurde durch eine lineare Stadtstruktur mit weiträumig offenem Verkehrsraum, aufgebrochen, der die City von den gutbürgerlichen Wohnvierteln im Osten und Süden (Bayrisches Viertel, südliche Tiergartenviertel) abschnitt und den funktionalen Zusammenhang im Netz auflöste.

2. Strategisches Leitbild:

Stärkung des Stadtnetzes durch Neuinterpretation der Textur.

Durch Aulhebung der Schnellstraße und Verwandlung in eine *städtische* Verkehrsstraße soll die Vernetzung der Stadtquartiere wieder ermöglicht werden.

Bauliche Ergänzungen sollen mit durch Objekten erfolgen, die in der Lage sind, den städtischen Zusammenhang durch eine *neue Figürlichkeit* in Raumkörper und Baukörper wieder *leserlich* machen. Die bestehende Bebauung mit ihren Resträumen soll durch Nachverdichtung räumlich aufgewertet werden.

3. Vorgeschlagene Maßnahme: Überschreiben einer Spur

Durch "*Überschreiben*" der östlichen Spur der Schillstraße mit einem neuen "Text", soll die historische Textur neu interpretiert werden. Auf diese Weise kann ein stadträumlich spannungsvolles Gegenüber von Alt und Neu, eine Variation auf das Thema der typologischen Kollision formuliert werden.

In diesem *städtischen Gegenüber* von "historischem" Korridor der 60er Jahre und einem erneuerten, modernisierten Kontext, ist der ganze geschichtliche typologische Reichtum eingeschlossen, der für die City West charakteristisch ist.

Diese Einbindung der Bauten der Nachkriegszeit, bzw. ihre *Neubeziehung* auf einen städtischen Kontext mit Raumdimensionen und Proportionen, die nicht ausschließlich vom Autoverkehr, sondern von der *Verweilqualität* geprägt sind, führt zu einer räumlichen und auch funktionalen Aufwertung der bestehenden Solitärbauten.

„Zwischenergebnis des Projektteams Historisches Zentrum“

Von Bernd Albers und Dr. Dieter Hoffmann-Axthelm I.

KONZEPT

I. Anlaß und Ziel

a Ein Gesamtkonzept ist nötig

Es gibt für die historische Mitte - insbesondere den Kernbereich Alt-Berlin, Alt-Cölln und südlichen Friedrichswerder - eine Fülle von Entwürfen, aber kein zusammenhängendes Konzept. Ebenso wenig gibt es eine funktionale Vorstellung, was diese Mitte sein soll und was sie leisten soll. Vielzahl der Planungen und Bebauungspläne, laufende Realisierungen und in der politischen Diskussion oder über privaten Grunderwerb entwickelte Nutzungsansprüche finden keine gemeinsame Ebene.

Daß es nach sechs Jahren Einheit noch kein Gesamtkonzept gibt, hängt an ungelösten Grundkonflikten. Die Mehrheit der beteiligten Verwaltungen, Planer, Gutachter, Wettbewerbssieger stützt eine Vorstellung ungefährender nutzungsneutraler Wiederherstellung des historischen Stadtgrundrisses.

Diese Lösung scheidet aber bisher im Einzelfall an politischen Blockierungen, unter denen die Verkehrspolitik an erster Stelle steht. Was soll maßgeblich sein - die sechsspurige Ost-West-Trasse durchs Zentrum, oder die Wiedergewinnung städtischer Räume?

Die Kartierung der seit 1990 akkumulierten Planungsergebnisse zeigt ein Stadtbild, welches erstens ohne Zusammenhang ist - jede örtliche Entscheidung genügt nur sich selbst, läßt aber die Frage des Stadtzusammenhangs, der Zugehörigkeit zu einem Stadtganzen und des eigenen Beitrags zu einem solchen Zusammenhang außer Acht. Zum ändern wird in der Belassung der vorhandenen Schnellstraßen bereits die Durchstreichung der städtebaulichen Anstrengung mitgeliefert: Wenn das historische Zentrum ein Ort ist, der im wesentlichen mit dem Auto in Höchstgeschwindigkeit durchfahren werden soll, dann sind alle städtebaulichen ebenso wie alle stadtoökonomischen Behauptungen (Citybildung, Dienstleistungsknoten) hinfällig, die an den Rändern und in den Maschen dieses Trassensystems angebracht werden.

Um aus dieser Blockade herauszukommen, muß nicht nur noch einmal, sondern grundsätzlicher, mit erheblich mehr Distanz und mit einem erweiterten Blickwinkel, über das historische Zentrum nachgedacht werden.

Ein Gesamtkonzept verlangt den Mut und die Weitsicht, im Notfall auch bereits getroffene Festlegungen, wo noch nichts realisiert ist, zu revidieren. Dies nicht zuletzt in Berufung darauf, daß wesentliche getroffene Festlegungen zugleich in Widerspruch stehen zu bereits anderweitigen Grundentscheidungen von Senat und Abgeordnetenhaus: In der Tat standen und stehen die verkehrlichen Vorgaben, die den Ergebnissen von Alexanderplatz- und Spreeinselwettbewerb zugrundeliegen und bis heute die Planung im Zentrum blockieren, in offenem Widerspruch zu Aussagen des geltenden Berliner Flächennutzungsplans von 1994, der im Zentrum keine übergeordneten Hauptverkehrsstraßen vorsieht.

Die bisherige Planungspraxis über Wettbewerbe zu Einzelorten enthält eine grundlegende Fehlsteuerung, die ein Gesamtkonzept vermeiden helfen kann: daß aufgrund provisorischer Vorgaben endgültige Festlegungen getroffen werden. Die provisorischen Vorgaben sind der kleinste gemeinsame Nenner von heute. Die Festlegungen werden die nächsten Generationen binden und behindern, eine zukünftige Korrektur unmöglich machen.

Anhand eines Gesamtkonzepts, das den Konflikt auf eine verallgemeinerte und damit entscheidungsfähige Ebene bringt, können die fälligen Grundentscheidungen getroffen werden werden, oder, wo das in vernünftiger Frist nicht möglich scheint, sollten keine endgültigen Festle-

gungen getroffen werden, die der nächsten Generation im Wege stehen. Entschieden werden sollte, wovon vorstellbar ist, daß es auch längerfristig noch akzeptiert werden wird. So ist es z.B. wenig sinnvoll, in Alt-Cölln zu bauen, solange die heutige Trassenbreite und -führung erhalten wird.

b Eine Modernisierung schance

Die Finanzkrise Berlins sitzt mit am Planungstisch. Es ist unbefriedigend, Dinge zu planen, von denen man weiß, daß sie auf Jahrzehnte nicht bezahlbar sind. Man wird sicher auch Platz freihalten für bessere Zeiten - vorrangig ist, daß heute angefangen werden kann, weil die Eingriffe sich, indem verkaufbares Bauland und verwertbare Lagen geschaffen werden, selber bezahlen.

Vorrangig ist das, weil die Mitte nicht so bleiben kann, wie sie ist. Der heutige Zustand des Zentrums ist im Rahmen internationaler Städtekonkurrenz ein Entwicklungshindernis. Die Innenstadt muß reurbanisiert werden, wenn Berlin überhaupt eine über die Verwaltung des Mangels hinausweisende Politik machen will.

Der heutige Zustand ist auch instabil. Es gibt eine fühlbare Abwanderung aus der Innenstadt ins Umland. Ursache sind die schlechten Lebensbedingungen der Innenstadt - Lärm, Schmutz, Stau usw. Genau die Verkehrsachsen, die die Tiefbauingenieure verteidigen, sind Hauptverursacher der Abwertung der Innenstadt als Wohnort. Der Fehler, daß die großen Neubauviertel am Rand der Stadt gebaut wurden und nun ihre Verkehre in die Innenstadtviertel schicken, ist auf absehbare Zeit nicht korrigierbar. Wohl aber kann man in der Benutzung des Stadtzentrums eine Trendwende einleiten.

Um diese Trendwende geht es. Die Reurbanisierung des Zentrums ist ein Modernisierungsprojekt, in dem sich Stadtökologie, Stadtwirtschaft, wirtschaftlicher Strukturwandel, verstärkte Außenwirkung und mentale Neuorientierung der Berliner impulsgebend überschneiden.

Das Projekt könnte das leisten, was der Ausbau zur Dienstleistungsmetropole nicht geschafft hat und nicht schaffen konnte - den take off des vereinigten Berlin am Ende der Nachkriegszeit in Gang zu setzen.

c Dialogischer Stadtumbau

Das Historische Zentrum an Gebäuden und städtebaulichen Formen ist ungleichgewichtig. Der westliche Teil des Zentrums - der Hauptteil der barocken Stadterweiterungen, Friedrichstadt, Dorotheenstadt, Spandauer Viertel - enthält die überwiegende Mehrzahl historischer Gebäude und die historischen Rekonstruktionen der DDR, zeigt weitgehend den historischen Stadtplan. Der östliche Teil - Alt-Berlin, Alt-Cölln, Königstadt und Stralauer Viertel - wurde nach umfangreichen Abrissen als autogerechte Stadt der Moderne als Hauptstadtzentrum der DDR neu geplant und, überwiegend in Großtafelbauweise, gebaut.

Für den Westteil war eine Methodik kritischer Rekonstruktion des Stadtgrundrisses ausreichend. Für die östlichen Stadtteile des Zentrums reicht dieses Verfahren nicht aus. Hier ist nichts, oder zu wenig, zu ergänzen. Andererseits ist an Abriß des Vorhandenen nicht zu denken.

Veränderung ist also nur in einem Verfahren komplexer ortsbezogener Konfrontationen zwischen Bestand und hinzukommender Modernisierungsschicht möglich. Was da ist, bleibt, aber es wird eine neue Schicht hinzugerügt. Während die historisch gewordene Moderne die alte Stadt einfach abriß, hat das neu Hinzukommende den Bestand der Moderne als Teil der Geschichte zu integrieren, ohne sich ihm zu beugen. Darin konfrontieren sich zwei unterschiedliche Stadtvorstellungen und treten miteinander in einen Dialog.

Dies ist der entscheidende Gewinn, um den es geht. Der Bestand ist monolithisch, monofunktional, geschichtslos, kennt nur eine Ebene. Die Modernisierung besteht in der Herstellung von Mehrschichtigkeit und Widerspruch: Mehrzahl und Mischung der Funktionen, Ungleichzeitigkeit des Bestands, Öffnung auf Zukunftsaufgaben und Wiederanknüpfung historischer Kontinuität. Die Wiederanknüpfung an den historischen Stadtgrundriß geschieht nur partiell, kann nur partiell geschehen. Wo sie geschieht, ist sie nie nur Rückgriff, sondern legitimiert sich zu-

gleich nach vorne, als Öffnung unstädtischer Monostrukturen. Öffnung zu verstehen als Öffnung in die Zukunft: erstens als Öffnung auf Entwicklungsfähigkeit hin, zweitens als Öffnung hin auf städtische Öffentlichkeit, und drittens als Öffnung zu Geschichtsbewußtsein und lokaler Identität.

Das Verfahren dialogischen Stadtumbaus hat noch eine andere Seite: die des städtischen Dialogs über Ziele und Vorstellungen. Zur Zeit ist keinerlei Konsens in Sicht. Jede Planungsentscheidung im Historischen Zentrum ist strittig. Heimweh nach der alten Stadt, Ablehnung moderner Architektur, Verteidigung der DDR, Verteidigung der Moderne, Stadtbaukunst ohne Rücksicht auf das Vorhandene, aber auch abstrakte Sicherheits- und Organisationsmodelle des Bundes und von jeglichem Stadtanspruch losgelöste Verkehrsvorstellungen und Richtlinien -zwischen diesen Mühlsteinen wird jede einzelne Planungsentscheidung zermahlen.

Das dialogische Vorgehen im Umbau des Historischen Zentrums soll zeigen, daß Konsens möglich ist, indem man auf Absolutsetzungen verzichtet und das Widerstrebende in einen spannungsvollen Zusammenhang bringt: Dialog von alt und neu, Großem und Kleinem, Ordnung und Unordnung, Hochkultur und Subkultur, Ost und West. Keine Seite allein kann an den zentralen Punkten siegen: das Schloß allein ist zu schwach, der Palast der Republik allein ist zu schwach, erst eine Lösung, die beides in einen spannenden Dialog bringt, reicht aus. Der Fernsehturm ersetzt nicht die verlorene Altstadt, die Rekonstruktion der Altstadt wäre nur die halbe Geschichte.

Gleiches gilt am Alexanderplatz, am Spittelmarkt, in der Leipziger Straße. Dialog schließt Dissens ein: daß Widersprüche nicht aufgelöst werden können, sondern bestehen bleiben.

2. Leitbild

a Stadtmitte

Was man heute im Historischen Zentrum vorfindet, ist das Ergebnis von Krieg und 40 Jahren Teilung: ein Zentrum, das sich die DDR gebaut hat. Die Wiedervereinigung der Stadt Berlin stellt nun aber erneut das Problem der Stadtmitte und eines gesamtstädtisch wirksamen historischen Zentrums.

Damit werden zwei Tatbestände aufgerufen, die in Zukunft unvermeidlich mit dem heutigen Bestand zusammengedacht werden: Zum einen, daß wieder nach den knapp 800 Jahre Stadtgeschichte gefragt wird, die unter dem heutigen Bestand liegen - wie können sie wieder in das Bild der heutigen Mitte eingeführt werden, ohne Bestehendes zu zerstören? Zum ändern, daß jetzt auch die neuen oder erweiterten Nutzungen und Erwartungen an das Zentrum Gelegenheit erhalten müssen, sich in den Bestand des DDR-Zentrums einzutragen - wie bringt man beides in einen spannungsvollen Dialog?

Der Bestand hält den heutigen Erwartungen und Anforderungen der wiedervereinigten Stadt gerade deshalb so wenig stand, weil er geschichtslos ist, nur modern, und auf zentrale Fragen keine Antwort gibt: Wo kommt die Stadt her, woran mißt sie sich, was ist für sie wichtig? Anstelle historischer Kontinuität, wiedererkennbarer Orte und gesamtstädtischer Bedeutungen und

Identifikationsmöglichkeiten bietet das heutige Zentrum gerade im ältesten Teil der Stadt außer einigen Großbauten nur große leere Flächen zwischen überbreiten Straßenzügen. Das ist keine tragfähige Basis für die Gesamtstadt. Es dabei belassen zu wollen, hieße, noch einmal Geschichte - nunmehr die der Wiedervereinigung und des Endes der DDR - zu leugnen.

b City West - City Ost

Die These von der Bipolarität der Stadt - City West und City Ost - stimmt nur bedingt. Tatsächlich hatte die Stadtentwicklung seit dem dreißigjährigen Krieg einen Westdrall - von der Anlegung der Dorotheenstadt 1676 bis zur Gründung von Neuwestend um 1900. Ab 1900 entwickelte sich um die Gedächtniskirche herum - also auf der Grenze von Berlin, Schöneberg

und Charlottenburg, heute Grenze vierer Bezirke - ein zunehmend konkurrenzfähiges Neben-zentrum. Es war aber erst die Teilung der Stadt in der Folge des zweiten Weltkrieges, die die plötzlich auf sich gestellten drei westlichen Sektoren dazu zwang, ausdrücklich eine eigene City aufzubauen. In dieser Notlage wurde die These der Bipolarität zu einer Überlebensideologie.

Die City-West ist heute weiterzuentwickelnder Bestand, wie auf der anderen Seite das DDR-Hauptstadtzentrum zwischen Schloßplatz und Alexanderplatz, das als City gerade nicht mehr funktioniert.

Gleichzeitig hat in denselben 40 Jahren, in denen die City-West aufgebaut wurde, eine ganz andere Gegenbewegung der DDR stattgefunden. Der Bau der neuen Bezirke Hohenschönhausen, Marzahn und Hellersdorf hat mit der Ansiedlung von rd. 500.000 neuen Bewohnern den Schwerpunkt der Siedlungsverteilung nach Osten verlagert.

Durch das forcierte Wachstum von Pankow und Weißensee seit der Wende ist dieser Zustand noch konsolidiert worden und wird durch Entwicklungsmaßnahmen wie Rummelsburger Bucht und Adlershof, die erstmalig nicht nur Wohnen, sondern auch wirtschaftliche und wissenschaftliche Potenzierung betreiben, weiter bestärkt. Der seit 1990 anhaltende Trend zur Rückkehr zentraler Funktionen ins Historische Zentrum und der Versuch, eine neue City in der Friedrichstadt aufzubauen, entsprechen insofern einer veränderten Stadtfigur.

c Zentrumsentwicklung und Stadtzusammenhang

Die Mitte hat Historisches Zentrum für die Gesamtstadt und ihre 3,5 Millionen Einwohner zu sein. Was bedeutet das Zentrum für Hellersdorf oder Lankwitz? Es geht einerseits um eine symbolische Leistung: Insbesondere die neuen zentrumsfernen Stadtbereiche brauchen einen über punktuelle Anlässe (Friedrichstadtpalast, Galeries Lafayette, Einkaufszentrum am Alexanderplatz) hinausgehenden Anreiz, um sich auf das Zentrum als historische Herkunft und als kulturellen und emotionalen Mittelpunkt zu beziehen, unabhängig von der konkreten Verteilung von Cityfunktionen, Wissenschaft, Kultur usw. Je sinnfälliger das Zentrum diesen Bezug darstellt, desto besser für den Stadtzusammenhangs.

Eine wahrnehmungsleitende Rolle spielen hier die großen Vorstadtstraßen: Potsdamer Straße, Kottbusser Damm/Karl-Marx-Straße, Frankfurter, Landsberger, Greifswalder, Prenzlauer, Schönhauser Allee, usw. Man muß nicht unbedingt von Marzahn mit dem Auto auf den Alexanderplatz fahren können, aber die Landsberger Allee muß in der Stadtmitte ankommen und von ihr ausgehen.

d Geschichtsort der Hauptstadt der Bundesrepublik

Mit der Umzugsentscheidung des Deutschen Bundestages wurde Berlin zum Bezugspunkt für die Gesamtheit der 80 Millionen Bundesbürger. Der Hauptstadtbezug geht über die bloße Lokalisierung der politischen Funktionen hinaus. Diese werden mediale wie touristische Beziehungen zu Berlin als Regierungssitz, als Hauptort der neuen Bundesrepublik, aufnehmen. Erst recht werden Ausländer beginnen, in Berlin die Bundesrepublik zu sehen.

Wie stellt die Stadt sich ihnen dar? Sie gehen in das Historische Zentrum und finden dort keine Mitte, sondern Großwohnanlagen, Schnellstraßen, Freiflächen, Parkplätze, dazwischen ab und zu ein signifikantes Gebäude: Fernsehturm, Bahnhof Alexanderplatz, Rathaus, eine liegengelassene Kirche. Damit, daß man dies den Besuchern als Denkmal eines untergegangenen Staates erklärt, oder als eines der großen Ensembles der städtebaulichen Moderne, ist nichts getan. Dies sind Nachrichten an eine kognitiv gesteuerte Intelligenz, der jede einigermaßen selbstbewußte Wahrnehmung widerspricht. Es muß nicht sein wie anderswo. Aber Berlin hat die Chance, gerade hier zur Szene der Vereinigung zu werden.

d Ost-Stadt, West-Stadt

Es muß ein Konsens gefunden werden zwischen dem ostberliner Blick auf das - bis 1990 eigene - und dem westberliner Blick auf das - bis 1990 fremde - Zentrum, zwischen dem

legitimen Bedürfnis der Ostberliner, ihr Zentrum zu verteidigen, und dem ebenso legitimen Bedürfnis der Westberliner, sich das historische Zentrum wieder identifikatorisch anzueignen. Das ist das Gebot der Wiedervereinigung. Wer das nicht will, will keine gemeinsame Stadt.

e Leben im Zentrum

Positivstes Erbe der DDR ist der große Wohnanteil im Zentrum, Dieser Wohnanteil ist gefährdet, wenn es nicht zu einer prinzipiellen Umsteuerung in der Behandlung des Zentrums kommt. Notwendig sind:

- 1) Es ist eine Zonierung durchzusetzen, die zumindest den Altstadtkern von Bürobauten freihält. Hier werden einerseits zusätzlich Einrichtungen der Touristik, Gastronomie, Kultur anzusiedeln sein. Zum ändern ist der Wohnstandort zu stärken.
- 2) Eine konsequente Reduktion des Verkehrs steht an. Stadtzentren sind dazu da, daß man sie erreicht, nicht, daß man durch sie hindurchfährt.

Dazu gehört zum einen der Rückbau der großen Trassen, zum ändern das Öffnen vieler kleinerer Verbindungen und eines durchgehenden Netzes. Die beiden Haupttrassen im Zentrum unterbinden zur Zeit jeden Querverkehr, der nicht selber zu einer Trasse gebündelt ist, sie sind netzfeindlich.

f Stadtteilidentitäten

Planung funktioniert nur als Bündnis mit den Bewohnern, und selbst da, wo den Bewohnern schmerzhafte Veränderungen zugemutet werden, muß es dem Verlust entsprechende starke Angebote geben. Das zentrale Angebot, daß der Plan macht, ist das der Stadtteilidentität.

Der Rückgriff auf die historischen Stadtteile muß allerdings ernsthaft sein. Er muß im Gebiet sitzen, also konkrete Ansatzpunkte haben, vorhandene Eigenschaften des Gebiets aufnehmen und verstärken, und er muß sich baulich und stadträumlich erkennbar ausdrücken. Es muß, anders gesagt, gelingen, die Behauptung einer Stadtteilidentität plausibel und anschaulich zu machen.

Das ehrgeizigste Angebot einer solchen Identität ist die Königstadt. In ein Kontinuum von Verkehrsachsen und Wohnbereichen wird damit eine räumliche und charakterliche Identität hineingetragen, die einem bestimmten Gebiet seine historischen Grenzlinien zeigt und es mit seinen Problemen und Eigenschaften als eigene Größe anspricht: Alexanderplatz und das radial von ihm ausgehende Straßen- und Blocksyste. Dieser Stadtteil also ist es, der die vorhandenen Widersprüche zwischen Geschäftszentrum und Wohnen, maximaler Dichte am Altstadtrand und grünen Rändern (historische Friedhöfe, Friedrichshain) entlang der Zollmauerstraßen, unter ein gemeinsames Dach bringen soll.

Die Königstadt wird in eben diesem Aufgabenspektrum und Eigenschaftskatalog zugleich als Stadtcharakter unterscheidbar von den Nachbarvierteln, dem gewachsenen historischen Spandauer Viertel einerseits, dem offenen Stralauer Viertel, der "grünen Vorstadt", andererseits.

g Neue Bilder

Die Berliner Mitte ist durch 100 Jahre Verkehrsmodernisierung, Freilegung, Abriß und rationalisierende Neuplanung nahezu von allen Besonderheiten entleert, die historische Stadtkerne anzeigen. Durchbrüche, Straßenverbreiterungen, ungefähre Wiederaufnahme historischer Straßenverläufe, Routinehandeln der Straßenbauingenieure usw. haben auch dort, wo nicht ausdrücklich die Erinnerung an die historische Stadt ausgelöscht werden sollte, das Irrationale jahrhundertelangen Zurechtrückens und Gebrauchs weggeschnitten und damit den Stadtplan seiner Bildfähigkeit entkleidet. Es ist, als hätte in diesem Zentrum vor 1960 niemand gelebt. Es spricht nichts mehr, es fällt dem Besucher auch nichts mehr ein,

Die derart leergelaufene, bildlose Mitte muß also neu aufgefüttert werden, um als Mitte überhaupt verständlich zu den Menschen reden zu können. Eine wesentliche Aufgabe des Planwerks ist es also, neue Bilder anzubieten: Gelegenheiten, wo sich wieder Stadt inszenieren kann, wo Architektur möglich ist, wo Überraschungen entstehen, ungenormte Räume.

Mehrdeutigkeit, räumliche Schichten bis hin zur Vielschichtigkeit, das für historische Städte so wesentliche Spiel von Zeigen und verdecken - all das muß in diesem entleerten, durchrationalisierten und durchmodernisierten Terrain erst wieder willentlich, also künstlich, wieder eingebracht werden.

3. Historisches Zentrum

a Umfang des historischen Zentrums

Historisches Zentrum im hier vertretenen Sinne ist das Berlin innerhalb der Zollmauer des 18. und frühen 19. Jahrhunderts. Die Zollmauer ist die letzte durchgehende historische Umgrenzung und umfaßt die geplanten Wachstumsschritte von den Anfängen bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts.

Angesichts des Mangels an historischer Substanz kann der Begriff Historisches Zentrum nur strategisch verwendet werden. Der historische Kern mit den beiden Gründungsstädten Alt-Berlin und Alt-Cölln ist zu klein, auch wenn um Friedrichswerder und Neucölln am Wasser erweitert. Nehmen wir, heutiger Wahrnehmung des Berliner Zentrums entsprechend, Friedrich- und Dorotheenstadt hinzu, dann bewegen wir uns eben auf der Ebene der Zollmauer.

Historisches Zentrum ist nicht und kann nicht identisch sein mit City. Das Problem der Ungleichgewichtigkeit von West- und Ostentwicklung des Stadtzentrums wird bewußt in Kauf genommen. Die Karl-Marx-Allee war der Versuch der DDR, diese Ungleichgewichtigkeit aufzuheben und den Osten zu zentrieren. Dem entsprechen die peripheren östlichen Neubauviertel. Die Einbeziehung von Königsstadt und Stralauer Viertel in das Historische Zentrum sagt, daß dieser Versuch fortgesetzt werden muß.

b Worin besteht das Historische des Historischen Zentrums?

Angesichts des fast vollständigen Verlustes der historischen Bausubstanz und der weitgehenden Aufhebung des historischen Stadtgrundrisses muß die Frage nach dem Verbleib des Historischen im Wiederaufbau des Stadtzentrums auf die einfachsten und grundlegendsten historischen Strukturen zurückgehen, die noch greifbar sind und auf glaubwürdige Weise Kontinuität herstellen können:

- 1) die Mauerverläufe;
- 2) das historische Straßennetz;
- 3) die historischen Stadtteile.

Daraus ergibt sich ein Fachwerk, das nicht beliebig ausgefüllt werden kann und darf. Der Qualifikation der darin eingeschlossenen Flächen dienen punktuelle Stützpunkte, die angesichts der stattgehabten Zerstörungen nur zusammenhanglos und widersprüchlich sein können, aber unverzichtbare Konkretisierungen darstellen:

- 4) elementare historische Orte;
- 5) Gebäude aus allen historischen Schichten der Stadtgeschichte.

c Das Konzept der historischen Schichten

Das Schichtenkonzept stellt sich einen Ort, auch dann, wenn er offenbar leergeräumt ist, als Überlagerung unterschiedlicher prägnanter historischer Zustände dar - der mittelalterlichen, der barocken, der wilhelminischen Stadt, der Stadt zwischen 1920 und 1945, der ost-west-geteilten Nachkriegsstadt. Die Wiedereinräumung des historisch entleerten Stadtzentrum steht vor der Aufgabe, umsichtig und überzeugend die wesentlichen historischen Schichten wieder zur

Geltung zu bringen - stellvertretend für den durch Abriß und Moderne willkürlich an einem bestimmten Punkt abgebrochenen Überlieferungsprozeß.

Es soll keine willkürliche Auswahl geben, als stände es einem frei, sich die Geschichte auszusuchen, die einem besonders schmeckt. In jedem Falle ist der heutige Standpunkt der Ausgangspunkt. Es ist ein heutiger, postmoderner Blick, dem die Geschichte zu Sedimenten wird und der auf dem Bildschirm aktueller Wahrnehmungsweisen diejenigen historischen Merkmale einspielt, die gegenüber dem schattenlosen Kontinuum des Ist-Zustandes Differenz erzeugen.

Wie das geschehen kann, ist in jedem Stadtgebiet, an jedem Ort neu herauszufinden, es kann dafür keine allgemeine Regel geben.

d Stadtviertelcharaktere

Ein wesentliches Mittel der Wiederherstellung der Qualität des Historischen besteht darin, die unterschiedlichen Stadtviertel wahrnehmbar zu machen. Dies ist möglich, ohne daß man auf historische Bilder zurückgreift.

Die Qualität Altstadt etwa macht sich an einer besonderen Häufung von Unregelmäßigkeiten und Disproportionen fest: groß und klein, eng und weit legen unvermittelt nebeneinander. Je weiter man sich vom Altstadtkern entfernt, desto homogener wird die Stadtstruktur. Ähnlich haben die um den Altstadtkern gruppierten ehemaligen Vorstädte ihre Kennzeichen: den Torplatz, eine Hauptstraße, spitzwinklige Abzweigungen von Nebenstraßen, Durcheinander von großen und kleinen Parzellen usw.

Darüberhinaus hat jede Stadterweiterung ihren besonderen Charakter ja nach dem, ob und wann geplant.

So beschreiben die Berliner Stadterweiterungen, beginnend mit dem dichten kleinteiligen, auf dem Quadrat aufbauenden Blockraster des Friedrichswerders (1650) bis hin zur Friedrichstadt-Erweiterung (1732), eine Geschichte der Planungsmoden, allein kraft ihres Grundrisses. Beispielsweise ist es von größter Wichtigkeit für die Erfahrbarmachung des Historischen im Historischen Zentrum, den Stadtteil Friedrichswerder nicht einfach als Abstandsgrün zwischen Friedrichstadt und Reichsbankerweiterung zu betrachten, sondern als eigene Schicht zwischen dem mittelalterlichen Kolonialplan Alt-Cöllns und dem weit- und weitläufigen Blockraster der Friedrichstadt.

e Ein struktureller Ansatz

Aufgabe dieses Ansatzes ist es, von der Geschichte zu reden, ohne sie baulich vortäuschen zu müssen. Das gesamte Material ist modern. Die Stadtgeschichte wird erzählt mittels der strukturellen Eigenschaften historischer Stadtzentren, unbeschadet der kompromißlosen Aktualität der Gebäude. Es bedarf keiner Fassadendiskussionen, und es bedarf keiner historischen Fassaden angesichts ihnen widersprechenden Nutzungen. Die Peinlichkeit eines Bürohauses oder 500-Zimmer-Hotels mit historisierender Aufmachung kann man sich sparen.

Entsprechend erübrigen sich alle Polemiken hinsichtlich einer Rückkehr in die Vergangenheit. An den mittelalterlichen Stadtgrundriß eben da anzuknüpfen, wo er 1950 oder 1960 beseitigt wurde, bringt nicht das Mittelalter zurück, sondern die Erkenntnismöglichkeit, die heute weitergebaute Stadt in der Kontinuität ihrer achthundertjährigen Geschichte zu sehen. Die Gebäude, die Straßen, die Menschen sind die von heute. Der Bruch bleibt erkennbar - im fragmentarischen der Wiederherstellung des Stadtgrundrisses, in der beibehaltenen Dominanz der gegen ihn errichteten Gebäude, in der Unterschiedlichkeit der miteinander konfrontierten Maßstäbe.

4. Schwerpunkte

a City

Eine City entsteht nicht da, wo man sie mit Planung oder Bauen hinkommandiert, und sei es mit noch so viel Aufwand. Eine City entsteht da, wo ein Maximum günstiger Bedingungen gegeben ist. City heißt weder bloß Innenstadt noch Urbanität, dichtes städtisches Leben, sondern eine Ausnahmesituation: eine maximale Häufung von Kompetenzen. Die City ist der Schnittpunkt von Finanzdienstleistungen, Handel, Politik, Kultur und städtebaulicher Dichte.

Wo im Historischen Zentrum liegt die City? Die Vorstellung, es werde drei Cities geben, eine am Potsdamer Platz, eine Friedrichstraße/Unter den Linden, eine am Alexanderplatz, war eine Investorenphantasie. Faktisch erfüllen weder der Potsdamer noch der Alexanderplatz die Bedingungen dafür. Der Potsdamer Platz wird ein Büroviertel werden, der Alexanderplatz ein Kaufhausstandort bleiben. Eine City kann sich nur dort bilden, wo die entsprechende Verdichtung von Geld, Kultur, Mode und städtischem Raum möglich ist: im Gebiet zwischen Leipziger Platz und Spittelmarkt, zwischen Bahnhof Friedrichstraße und Kochstraße.

Ob diese Citybildung gelingt, bleibt abzuwarten. Wenn man aber überhaupt eine Citybildung im Historischen Zentrum will, dann ist die planerische Voraussetzung dafür, die städtebauliche Schließung und Qualifizierung des Areals, so schnell wie möglich herzustellen.

b Bewohnte Mitte

Es besteht rein marktmäßig ein Bedarf an innenstädtischer Differenzierung. Wie sollen die brachliegenden Flächen im historischen Kern bebaut werden? Das Flächenangebot ist so groß, daß es durch öffentliche oder private Bauvorhaben mit Dienstleistungscharakter auch länger-fristig noch nicht bewältigt werden kann. Allein schon im Interesse eines kontinuierlichen Wiederaufbaus muß man sich nach anderen Nutzungen umsehen. Es ist also wenig sinnvoll, auch die historischen Kernbereiche als Kerngebiet auszuweisen und damit sich ein Flickwerk von isolierten Bürobauten einzuhandeln.

Erst recht ist es, geht man von einer Wiedergewinnung historischer Erfahrung aus, für die Prägnanz dieses ältesten historischen Kerns unproduktiv, in den gleichen Nutzungen zu denken wie in der Friedrichstadt oder am Alexanderplatz. Differenz ist erreichbar nur durch wahrnehmbar andere Nutzungen. Die heute noch verfügbaren Bereiche von Alt-Cölln, Alt-Berlin und Friedrichswerder sollten also in Gegensteuerung als hochqualifizierte Wohnungsstandorte entwickelt werden.

c Neue Bauherren

Die sich verstärkenden krisenhaften Berliner Verhältnisse, insbesondere Stockung des Immobilienmarktes, Marginalisierung des Sozialen Wohnungsbaus, Sinken der städtischen Einkommen usw., zwingen dazu, mit anderen Produktionsweisen von Stadt zu experimentieren. Insbesondere geht es um die Wiedergewinnung eines, wenn nicht informellen, dann doch unteren Marktsegments, das nicht so krisenanfällig ist wie die Großvorhaben. Zu experimentieren wäre erstens mit kleineren bis sehr kleinen Baulosen in durchschnittlichem privaten Bausparvertrags-Format, zweitens mit individuellen kleinen Bauherren und Formen der Bündelung und Unterstützung kleiner Bauherren.

d Der Osten des historischen Zentrums

Der Berliner Nordosten und Osten war seit dem 18. Jahrhundert strukturell benachteiligt. Der Wiederaufbau als monofunktionales Wohngebiet hat diese Benachteiligung noch verstärkt. Es besteht heute die Gefahr, daß die Gebiete durch ausschließliche Betonung der Bestandssicherung den Anschluß an die Stadtentwicklung verpassen.

Es geht nicht darum, Abrisse vorzubereiten, sondern neben den vorhandenen Siedlungsstrukturen die Grundlagen für einen Ansatz einer Weiterentwicklung zu legen. Aus sich heraus sind

Großsiedlungen nicht entwicklungsunfähig. Es muß das hinzugefügt werden, was fehlt: andere Gebäudestrukturen, andere Wohnangebote, insbesondere Gewerbeflächen im Niedrigkostenbereich (Gewerbeflächen).

e Mauermentalitäten: Kreuzberg und Wedding

Die Mauer ist vielfach städtebaulich verdoppelt und begleitet worden. Im Bezirk Kreuzberg ist eine ganze Kultur der Abschließung gegen die Mauer entstanden, die seit 1989 ihrer Existenzgrundlage beraubt ist. Es ist demgegenüber ein wirtschaftliches Entwicklungsziel ersten Ranges, daß der ehemals im Schatten der Mauer liegende (westliche) Kreuzberger Teil der Luisenstadt wieder den Anschluß an die Mitte gewinnt, aus deren Impulsen und Funktionsexporten das Gebiet einst gewachsen ist.

Deshalb müssen die alten südöstlichen Verbindungsstraßen wieder geöffnet und urbanisiert werden: Kommandantenstraße, Stallschreiberstraße, Dresdener Straße.

Gleiches gilt, am Rande des Planungsgebiets, für die Grenze zwischen Mitte und Wedding: Die Ackerstraße, die sich heute an der Bemauer Straße totläuft, ist auf Weddinger Seite wieder zu öffnen, zur Bemauer Straße, aber auch nach Norden zur Scheringstraße.

5. Anforderungen an das Planwerk

a Planeigenschaften

Der vorliegende Plan versucht, fast unvereinbares zu vereinen: diskursiver Prozeß einerseits, Entscheidbarkeit andererseits. Beides muß erreicht werden, will man über einen Minimal-kompromiß hinauskommen. Der Plan muß einerseits elementarer und zurückhaltender sein als bisherige Planungen, andererseits bilderreicher und stadträumlich greifbarer.

Es ist in zeitlichen Schichten zu denken - was soll heute realisiert werden, was in zehn Jahren, und was in fünfzig Jahren? Was ist - von der Funktionsfähigkeit der Gesamtstadt aus gesehen - grundlegend und muß also entschieden und realisiert werden, und was ist nur lokal interessant und kann so oder anders gemacht werden, heute oder auch erst in 50 Jahren? Es ist nicht von einem geschlossenen Planbild, einem Master-Plan, auszugehen - Beispiel der IBA-Plan für die südliche Friedrichstadt von 1984 -, sondern von einem Baukasten der Möglichkeiten, der auch künftigen Generationen Handlungsspielräume übrigläßt.

b Innenstadtkonzept und Vertiefungsbereiche

Der zentrale Plan ist der Interventionsplan, ein Plan, der nicht flächendeckend argumentiert, sondern sich relevante stadtplanerische Eingriffspunkte sucht. Maßnahmen, die hier getroffen werden, sollen sich gleichsam selbstorganisatorisch auf die umliegenden Bereiche auswirken.

Zu diesem Zweck wird bei den Torplätzen der barocken Zollmauer eingesetzt, dann werden die Torplätze bearbeitet, die zwischen Altstadt kern und Vorstädten als Scharniere fungierten und in diese Funktion wieder eingesetzt werden müssen. Erst dann wird die mehr oder minder flächige Bearbeitung des Altstadt kern aufgenommen.

Altstadtkern, die kritischen unter den Scharnierplätzen und die nordöstlichen Vorstadtbereiche werden schließlich als Vertiefungsbereiche in besonderer Sorgfalt durchgearbeitet.

c Zum Selbstverständnis der Planverfasser

Die Erarbeitung eines Gesamtkonzepts für die Historische Mitte wird nicht als Entwurfsaufgabe gesehen, sondern als Arbeit am vielschichtigen Palimpsest des Stadtgrundrisses.

Oberstes Ziel ist die Kontinuität der Stadtentwicklung. Historische Straßenverläufe sind nicht deshalb wichtig, weil sie alt sind oder für wertvoller gehalten werden, sondern weil sie, angesichts der Austauschbarkeit der Gebäude, die Grundlage des Überlieferungsprozesses sind.

Der erneuerte Stadtgrundriß kann auch gar nicht der alte sein. Weder die Stadt noch die Planer konnten unverändert durch die Moderne hindurchgehen. Der historische Stadtgrundriß wird wiederhergestellt durch die moderne Überplanung hindurch und in Auseinandersetzung mit dem Gebäuden, die das moderne Planungsbild transportierten. Am Ende steht immer etwas Neues, Drittes. Bei der Formulierung dieses Neuen waren keine subjektiven Ausdrucksmomente beabsichtigt oder erforderlich. Entgegen dem betont entwerferischen Gestus, den die Ergebnisse der gelaufenen städtebaulichen Ideenwettbewerbe zeigen, ist eine Selbstverständlichkeit der Stadtrekonstruktion angezielt, die den Mangel an Auffälligkeit als Gewinn begreift. Denn die professionelle Auffälligkeit der Ideenwettbewerbe ist zwar funktional dafür, von der Jury gesehen und prämiert zu werden, sie richtet sich aber gegen den Gesamtzusammenhang der Stadt, der als Briefmarkensammlung individueller Entwerfer nicht möglich ist.

Stattdessen ist alle verfügbare Phantasie in die Aufgabe gesteckt worden, bildhafte städtische Situationen wieder zur Verfügungen zu stellen, als ebenso viele architektonische Entwurfs- und touristische Wahrnehmungsgelegenheiten.

Erster Kommentar zum Planwerk

von Dr. Simone Hain

"Nun wächst zusammen, was zusammen gehört!""?

„Die Umbruchsituation, in der Sie stecken, bringt besondere Verletzbarkeiten mit sich. Das macht die Verständigung komplizierter und verlangt gewiß mehr als die übrige Sensibilität im Umgang miteinander.... In unserer Situation hilft, wie auch sonst, nur ein differenzierendes Beobachten und Denken. Wenigstens die Intellektuellen sollten sich im Bewußtsein der bestehenden Distanzen, und über diese hinweg, miteinander verständigen. Mit dem gut gemeinten, aber kurzschlüssigen Apell an vermeintliche Gemeinsamkeiten folgen wir doch nur einem Zug, für den andere die Weichen gestellt haben, ratifizieren wir auch noch die Fehler des Schäuble/Krauseschen Anschluß- und Unterwerfungsszenarios.“

Jürgen Habermas an Christa Wolf

Vorbemerkung

Ich hatte mich auf einen wissenschaftlichen Beitrag eingestellt, der noch in Arbeit war, als ich gestern die neue Ausgabe der "Zeit" las. Danach erscheint es mir fast unmöglich, hier wohlüberlegte und abgewogene Worte als "ersten Kommentar zum Planwerk" an den Adressaten zu bringen. Ich befürchte im Stil der Zeitungsberichterstatte irgendwie etikettiert und abgelegt zu werden, als intellektuell zu abgehoben wahrscheinlich oder als "sozialmoralisches Milieu" etc. Das Klima in der Stadt ist nicht gut. Nach der Art, in der die Autoren und Verantwortlichen das Planungsvorhaben der Presse präsentiert haben, wird die "Kraft des Planwerkes" politisch für "überfällige Entscheidungen" instrumentalisiert. Die Forderung endlich "zur Tagesordnung überzugehen", setzt eindeutig das Primat der Politik. Von einem "Diskussionsanstoß", wie Senator Strieder noch vor wenigen Tagen beteuerte, kann erst recht keine Rede sein, wenn mit demagogischer Rhetorik die basisdemokratischen Bewegungen in den Bezirken als Betroffenheitsmilieus denunziert werden und ihnen der Charakter von "Stadtbürgerschaft" pauschal abgesprochen wird. Insbesondere die Stigmatisierung des Bezirksbauamtes Mitte als "Staatsapparat", dem resentimentgeladene Ostbewohner gehorsam und fleißig zuarbeiteten, verletzt den Anspruch auf politische Kultur im Umgang mit Andersdenkenden und - dies sei eingeräumt - auch möglicherweise befremdlichen Mentalitäten. Der Stil insbesondere des ZEIT-Beitrag zum Planwerk setzt auf zustimmendes Einvernehmen im Westen über den merkwürdigen, devoten oder kollektivistischen Charakter der stadtpolitisch aktiven Bewohner von Mitte und provoziert damit innerstädtische Spaltung. Daher betrachte ich die mediale Inszenierung dieses Planwerkes als Angriff auf demokratische Prinzipien und die republikanische Verfassung der Gesellschaft. An Ihnen hier im Saal wird es liegen, mich eventuell eines Besseren zu belehren.

Ich möchte mich zunächst kurz vorstellen, weil ich hier zum ersten Mal spreche. Ich bin Kunsthistorikerin und forsche seit fast zwanzig Jahren über die Theoriegeschichte des modernen Entwurfsdenkens in diesem Jahrhundert und die Urbanisierungsgeschichte Berlins.

Ich habe im Januar 1990, in den Tagen der 1. Volksbaukonferenz in Leipzig, die Leitung der Abteilung "Theorie und Geschichte" am Institut für Städtebau und Architektur der DDR übernommen. Wir hatten damals ein umfangreiches Programm, das vor allem mit der Aufarbeitung von "weißen Flecken" der Geschichte und theoretischer Selbstverständigung für eine umfassende Reform der Gesellschaft begründet war. Von ehemals 18 Mitarbeitern bin ich inzwischen allein übriggeblieben und habe seither am Institut für Regionalentwicklung und Strukturplanung versucht, ein Stück von dem damaligen historischen Forschungsprogramm zu realisieren.

Ich möchte zunächst der Presse, besonders Uwe Rada von der TAZ, und der kritischen Öffentlichkeit dieser Stadt danken, die im Vorfeld schon ein breites Spektrum von Debattenbeiträgen veröffentlicht hat, die es mir nunmehr möglich machen, hier aus der Perspektive der Wissenschaft zu sprechen. Aus der Warte einer transdisziplinär operierenden neuen Regionalwissenschaft wie aus der speziellen der Sicht der Planungsgeschichte fordert das hier vorgestellte Planungsvorhaben eine ganze Serie von Diskursen heraus, die dringend geführt werden müssen: von der Nachhaltigkeitsdebatte über die zivile Gesellschaft und Probleme einer neuen Planungskultur bis hin zur vergleichenden Modemgeschichte. Ganz besonders dringend - und von mir hier wohl in erster Linie erwartet - wäre es, die Geschichte und Bewertung der hier besonders betroffenen Räume der freiräumlich determinierten universalistischen Moderne darzulegen, die letztlich auf einer anderen Anschauung und Erfahrung der Welt beruht, als die Ästhetik des Realismus. Dazu wird hoffentlich im Zuge des Verfahrens ausführlich und unter Einbeziehung weiterer Experten von Harald Bodenschatz über Bruno Flierl bis hin zu Peter Blundell Jones, Dennis Sharp oder Allan Cunningham Gelegenheit sein. Hier und zu diesem Zeitpunkt kann es nicht um das WAS gehen, sondern ausschließlich um das WIE. Ich spreche über PLANUNGSKULTUR, die mental map der Planer, die Rhetorik der Präsentation des Vorhabens und über die Chancen, das dankenswerterweise unter Senator Strieder begonnene und unstrittig notwendige Verfahren vielleicht noch positiv zu wenden: Gewissermaßen vom Kopf auf möglichst viele Füße zu stellen. Ich muß Ihnen in aller Eile viel zumuten, allein - diese Gelegenheit in ein Verfahren quotentaktisch "einbezogen" zu werden, erhalte ich wohl nie wieder - und es gibt einen Text zum Nacharbeiten. Es ist ein "weites Feld" abzustecken und die mir eingeräumte Zeit wird kaum ausreichen.

Ästhetik und Ethik des Plans

I. Was ist eigentlich los? Was bedeutet dieser gigantische Plan da unten? Was hat einer im Kopf, wenn er sich solche Definitionsmacht anmaßt? Auf welche politischen Selbstverständnis begründet sich dieser Art planerischen Handelns? Welche unerfüllbare Hoffnung auf Vollstreckungsmacht verbirgt sich hinter dem Anspruch? Ich spreche also über Macht, die zugleich Ohnmacht ist. Ich spreche von Handeln, symbolischen Gesten und Kommunikation. Und ich spreche über die Sprache dieses Planwerkes.

Augenscheinlich ist zunächst die raumgreifende Geste und Großmaßstäblichkeit in Verbindung mit größtmöglicher Detailgenauigkeit. In der Planersprache nennt man das "Vollregionalisierung" eines einheitlichen Regel- und Normenwerkes, das im vorliegenden Fall Verdichtung um jeden Preis anordnet und nach Hobrechtscher Manier sogenannte "gute Adressen" schafft. Auch hat man sich bewußt für die denkbar größte materiale Posiüvität und physische Faktizität entschieden. Für Auslegungen, Möglichkeitsszenarien und andere als raumdefinierende Mitteilungen bleibt bei dieser Darstellung kein Raum: Stadt als Hardware. Alle Linien sind trennungsscharf, die Graphik ist formal geschlossen. Das Argument der besseren Anschaulichkeit gegenüber abstrakten Wert- und Wunschvorstellungen, das vorgestern zur Pressekonferenz gebraucht wurde, kann man jedoch auch als anüintellektuelle Form eines verschärften Populismus' deuten: Fakten, Fakten, Fakten. Das muß gewissermaßen noch ein "Blinder mit Krückstock" begreifen, was hier angesagt und zum Vollzug angemahnt wird. Nägel mit Köpfen - eine Geste der gewollten Provokation und gleichzeitig der Demagogie, wie zu zeigen sein wird.

Wer so offensichtlich einem posiüvistischen Materialismus huldigt, dem gebricht es möglicherweise am Gefühl für die Symbolik dieser planerischen Geste. Er wird auch die Argumente seiner Diskussionspartner, die sich auf psychische und kommunikative Vorgänge berufen müssen, weder zur Kenntnis nehmen, noch verstehen können. Ich weiß, das meine Worte bei den Autoren des Planwerkes nur auf taube Ohren stoßen werden, hoffe aber auf die die Möglichkeit einer wissenschaftlich fundierten Debatte im Kreis des Stadtforums und der kritischen Fachöffentlichkeit.

Diese Art des raumgreifenden Planens hat eine lange Tradition und mehrere Quellpunkte, wenn man die Entstehungsgeschichte aufrollt. Einerseits steht es in der Tradition integrierter, großmaßstäblicher Verschönerungs-, Reform- und Wiederaufbaupläne von Rayner Bumham, über

Le Corbusier, dem Rekonstruktionsplan von Moskau 1937 bis hin zu dem zuletzt 1953 von der Planungsgruppe Berlin unter Franek gezeichneten, den ich den "Berlin-schöner- denn-je-Plan" nennen möchte. - (Diafolge) - Dies ist eine Tradition, die Walter Siebel das "Gott-Vater-Modell" genannt hat, während Michel Foucault wiederum in anderem Zusammenhang und für unseren Fall noch zutreffender von "Pastoralmacht" spricht. Er meint damit die Ablösung der Herrschaftsmacht durch die Fürsorgemacht eines "guten Hirten", der die "Herde" aus einem tiefen Sendungsbewußtsein zu ihrem Glück führt.

Eine andere Quelle dieses Planungstyps wiederum sei hier mit der Tradition des "Gesamtkunstwerkes" aufgerufen. Geistesgeschichtlich gehört diese identitätssystematische Ästhetik zu den großen europäischen Utopien der Moderne. Odo Marquardt charakterisiert den "Hang zum Gesamtkunstwerk" treffend als einen "schnellen Marsch in die Illusion" unter Ausschaltung aller Differenz und Historizität. Indem insbesondere die Stadt als Gesamtkunstwerk inszeniert wird, folgt das Planwerk einer ästhetischen Strategie der Kunstperiode des 19. Jahrhunderts, nämlich "eine ideale Welt vor der wirklichen Welt" (Goethe) zu imaginieren. Bazon Brock nennt diese Art der Planung als das "Das-zur-Sprache-bringen-des-Ganzen" eine mythische Erzählung.

Er verbindet sie problematisch mit dem politischen Totalitarismus - insofern als daß sie mit der ermächtigenden Frage verknüpft wird: "Wollt ihr das Ganze?" Pläne aus einem Guß dienten hierbei unter Umständen der rituellen Einübung in das Ganze, die mit der Konsequenz des Vergessens und Verdrängens von Differenz verbunden sei. Bereits 1983 war folgendes offensichtlich vorauszusehen: "Für die nähere Zukunft ist mit großer Wahrscheinlichkeit zu erwarten, daß leider sehr viele Menschen wieder glauben werden, der Weg aus ökonomischen und politischen Krisen läge darin, irgendwelche wissenschaftlichen, politischen und künstlerischen Konstruktionen eines übergeordneten Ganzen identisch in die Lebensvollzüge der Massen umzusetzen... Das Interesse an Mythen ist sprunghaft gestiegen."

Bei dem Vorgang der identitätssystematischen Gleichschaltung nun sind regelmäßig zwei Verdrängungen notwendig: Verdrängt wird im Namen der Identität der sozial-räumliche Unterschied, die Differenz und jegliche Begrenztheit, Endlichkeit und auf der Ebene der Zeit die Geschichtlichkeit in ihrer zuständiglich fixierten Facettierung. Letzteres führt konsequenterweise zur Anamnese.

Das virulente Interesse an Visionen und Mythen sucht nach Pathosformeln und Energie symbolen zur "Einheit von Denken, Wollen und Tun" (Caria Fohrbeck) und drücke sich in der Schöpfung "künstlicher Paradiese" wie dem Typ des Kaulhauses, dem Pariser Boulevard Malesherbes oder historischen Altstadtzenerien, aber auch in idealen Stadtplanungen aus. "Gerade durch diese Ästhetik der Planung entkommt das identitätssystematische Programm -die Initialform der Idee des Gesamtkunstwerkes - seinen transitorischen Beschränkungen heutzutage in die großen integrierten Gesamtpläne, die - gescholten als Technokratie und gelobt als Reformperspektiven - in Wahrheit Ästhetiken der Wirklichkeit sind."

"Wo identitätssystematisch die Kunst - die Illusion- eins wird mit der Wirklichkeit, bekommt die Wirklichkeit selber die Verfassung der Illusion, dann hat zwar die Kunst mit der Wirklichkeit alles, aber die Wirklichkeit nichts mehr mit der Wirklichkeit zu tun."

Neben dem großartigen Hang zur Pastoralmacht und zur Illusion hat dieses Berliner Planwerk aber noch eine weitere Wurzel, der es nachzugraben sich lohnt. Es verkörpert geradezu die Vorstellung, man könne gewissermaßen eine Stadt machen, wie man einen Tisch macht - verkoppelt mit dem achselzuckenden Bekenntnis, daß dann halt auch Späne fielen, wo gehobelt wird. Hannah Arendt hat diese Mentalität kritisch untersucht und sie jenem Typ von Renegaten zugeordnet, den sie den "Exkommunisten" nennt im Gegensatz zum "ehemaligen Kommunisten".²⁾ Die von ihr beobachtete überkompensatorische Verwandlung kombiniere die gewendete Machermentalität systematisch mit einer enormen Selbstmotivation und Selbstnoblisierung - nämlich durch die Passage des "Fegefeuers" der früheren Parteigängerschaft im besonderen Maße kompetent und berufen zu sein, das letzte welthistorische Gefecht zur endgültigen Vernichtung des Gegners zu führen. Statt "Exkommunisten" kann man sicher auch sagen "Exmoderne" oder "Exbehutsame": **Es** ist irgendwie die Konvertidengeschichte vom Saulus zum Paulus angesprochen. Wir sind Zeuge einer der innermodernen Pendelbewegungen von

einem Extrem in das entgegengesetzte. Extrem bleibt aber Extrem. Die existierende Stadt um uns herum ist aber weder gut noch böse. Sie ist Bestand. Ihre weitere Entwicklung, auch die Sorge um ihre Gestalt bleibt unser schwierigstes Problem. Die Antwort wird von Fall zu Fall zu suchen sein. Der Königsweg dürfte eher im Dickicht des Zusammenlebens sehr verschiedener Menschen und Gruppen mal hier und mal da als Trampelpfad sich auftun.

Neben all den heiklen Traditionen kommt bei der Deutung des uns heute vorgestellten ikonischen und sprachlichen Textes zusätzlich noch die Rhetorik der Demagogie. Sprachkritisch gesehen kann man in den erläuternden Auslassungen unter anderem eine inflationäre Verwendung des Wortes "historisch" und "traditionell", d.h. überliefert oder hergebracht, konstatieren. Historisch, also geschichtlich, ist natürlich alles bis zum aktuellen Moment Geschehene und Vergegenständlichte. Das umfaßt ein weites Spektrum der zuständigen Facettierungen als objektiver räumlicher Befund. Und dazu kommen die vielfarbigen kollektiven wie in individuellen Reflektionen, als lebensweltlich grundierte Erinnerung an Geschichte - die "software" der Historizität. In den Texten zum Planwerk dagegen meint "historisch" und "tradiert" aber ganz simpel und dualistisch (oder eben "dialogisch" gedacht) eines von zwei fundamental konträren Stadtmodellen. Eines ist gut, nämlich die "historische Stadt" während das andere ausdrücklich und tendenziell als "(Modeme-)Brache" stigmatisiert, denunziert und verbal gewissermaßen planungsreif geschossen wird.

(Sehr geehrter Herr Senator, insbesondere diesen martialischen Brachebegriff sollten sie sich von niemanden in den Mund legen lassen. Dies ist nur vergleichbar mit dem Schimpfwort "Rattenlöchern" für die Mietskasernen, die einst zur Totalsanierung anstanden).

Der Plan akzeptiert die freiräumlich fließende und univeral-landschaftlich definierte Stadt des zwanzigsten Jahrhunderts nicht wirklich. Er duldet sie lediglich taktisch- bei punktueller Ankündigung des baldigen Widerrufs. Am Fall der Einführung der Landsbergerallee in ein geschlossenes Bauensemble wird das besonders evident. Das "ideale" Stadtkonzept wird untergeschoben, nicht wirklich als "brikolage" behutsam eingebastelt. Der vorgebliche "Dialog" stellt sich als Unverständnis, Besserwissenwollen und gestalterisches Lächerlichmachen dar. Wer nicht akzeptiert und respektiert, daß sich die moderne Schicht der Stadt (gleich ob im Kulturforum oder im scheibenbegrenzten "Zentralpark" um den Fernsehturm) nicht in den Kategorien von Haus und Architektur erfahren läßt, sondern als großplastisch komponierte städtebauliche Ensembles, disqualifiziert sich baugeschichtlich und wahrnehmungspsychologisch zugleich.

Zum Stadtbegriff und der Stadt als Planungsgegenstand

Sorge um diese Stadt haben alle. Es gibt keinen Zweifel, daß die globale Strukturtransformation sich als Identitätskrise, Auflösung oder Verschwinden der Stadt zeigt. Unser Berliner Planungsproblem liegt eigentlich in der Ungewißheit darüber, wie sich makrostrukturell die Transformation der Weltgesellschaft nach dem Ende der Arbeitsgesellschaft gestaltet, welche städtische Möglichkeit sie hier in Europa ausfüllen kann - nach der Metamorphose. Das Neue erscheint spontan - ohne Voraussagbarkeit. Mit unnachahmlich eindringlichen Worten hat erst kürzlich Alain Touraine beim Bundeskongreß der sozialdemokratischen Gemeinschaft für Kommunalpolitik 3) darauf hingewiesen. Ich will ihn daher etwas ausführlicher zu Worte kommen lassen: "Wir wissen alle, wie die Stadt zerstört worden ist. Sie ist zunächst teilweise zerstört worden durch die Entstehung der großen Nationalstaaten. Als die großen Nationalstaaten entstanden,... ist ja bekanntlich die Hauptstadt zu einer Art Superstadt geworden, die anderen Städte haben jedoch ihre Funktion verloren, haben aufgehört Polls (cite) zu sein. An die Stelle des Bürgerrechts trat die Nationalität." Dieser erste Schritt zur Stadtzerstörung ist für unseren Planungsfall besonders relevant, weil die Planer diesen Hauptstadt- und Metropolenwahn ausdrücklich positiv bewerten und die nationalstaatliche Identifikation mit Mittezentrierung ausdrücklich befördern wollen.

Die zweite Degeneration des klassischen Ideals der Polis-Stadt erfolgte nach Touraine in der Konsequenz der industriellen Arbeitsstadt mit der Folge der sozialen Segregation und Spaltung in "unten und oben", bürgerlichem Westen und proletarischem Osten, staatlicher Zentrale und "rotem Gürtel". Die Arbeitsorientierung der Stadt gipfelte im "Bauwirtschaftsfunktionalismus"

(Adorno) des Wiederaufbaus in vielen Ländern - auch in Westeuropa - im "hyperindustriellen Erbe von Volksunterkünften", die man im Namen der "neuen Urbanität" jetzt eher schrecklich findet und sich (in Rotterdam übrigens ebenso wie in Berlin) vom Leibe scharfen will. Das Argument ist überall das selbe: "poor architecture". Die Niederländer, wo dieser Umbauprozess am weitesten fortgeschritten ist, haben uns hier in Berlin aber bereits die Erfahrung voraus, daß mit dem ästhetischen Argument zugleich auch die sozialen Implikationen der Moderne - und wer will sie seriöserweise leugnen - mit zur Disposition gestellt werden. Spielplätze, wie der von Aldo van Eyck 1950 im Zaanhof in Amsterdam angelegte, gab es nicht in der gründerzeitlichen Mietshausstadt. Wie lange mußte Ludwig Hoffmann bei Hofe antichambrieren, bis er trickreich mit dem Märchenbrunnen einen Freiraum speziell für Kinder erkämpfen konnte! Der Park am Weinbergsweg mit Cafe von Reinhold Lingner auf einem aufgelassenen Block ist eine Errungenschaft noch aus dem Kollektivplan von 1946. Natürlich kam auch er im Restitutionsrausch unserer Tage in arge Bedrängnis.

Aber, zurück zum Sterben der Stadt. In Berlin kommt in ganz besonderer Weise noch ein weiterer städtischer Tod hinzu: Die liberal-bürgerliche und freiheitlich-demokratische Substanz dieser Stadt (als "software" wohlgeartet) ist auf Nimmer-Wiedersehen zerstört worden durch den massenhaften Tod, die Exilierung und Ausbürgerung der jüdischen Bürger, der kritischen Intellektuellen und Widerständigen aller politischen Richtungen. Ich bitte darum, diese Bilanz beim Thema "gemordete Stadt" nie zu vergessen.

Der erste Stadtbaurat Ostberlins, Arnold Munter, hat Theresienstadt überlebt. Sie sollten ihm genau zuhören, wie er über diese "schönen eleganten Damen" aus Mitte und Wilmersdorf spricht, die er an jedem Morgen tot aus der Baracke getragen hat. Sein bis heute tiefes Mitleiden ist vielleicht die letzte solidarische Geste eines Proleten für das Bürgertum dieser Stadt.

Was jetzt mit dem Ende der Arbeitsgesellschaft als neues soziales Phänomen entsteht, ist nach Touraine "der Ersatz des sozialen oder des politischen Menschen durch den privaten Menschen" und eine eher ausschließende, fundamentalistische "Wiedervergemeinschaftung" statt komplexer Gesellschaftlichkeit des Heterogenen. Dieser Umbruch ist auch die akute Krise der Stadt. Sie zeigt sich als Tendenz zur Ausgrenzung "80:20", nicht mehr als "Oben und Unten" sondern als "Drinnen oder Draußen":

Dazugehören oder Abgeschoben sein. Achtzig Prozent in der westeuropäischen Gesellschaft sehen eine Chance, es unter Gebrauch der Ellenbogen zu schaffen, zwanzig Prozent dagegen gehören ins soziale Mezzogiorno, in die Hände der Mafia oder in Gewahrsam - jedenfalls nicht in die Stadt. Denn die Stadt muß ihre historisch-traditionelle Fassade, ihre vielbeschworene "europäische Identität" wahren: Deshalb wird städtebaulich-politisch nachgerüstet. Touraine warnt aber gerade vor dem Versuch, wie

der Polis-Städte aus einem primär machtpolitischen Heilungswunsch entstehen zu lassen.

Ich sage dies umso deutlicher, weil dieses Thema des Wiederaufbaus der Städte, der Reintegration der Städte, heute ein zugkräftiges Thema ist und meiner Ansicht nach eines der reaktionärsten Themen des heutigen Lebens. Ich denke, daß das Thema des Wiederaufbaus der Städte heute der Adelsname für eine Politik der Ausgrenzung ist."

Touraine entwickelt in der Folge Ansätze zu einer alternativen Stadtpolitik, die sich in Kürze auf die Kriterien von "grassroots democracy", Dialog, Entnationalisierung von Stadtpolitik, kommunale Republikanisierung und Denken von den sozialen Rändern her, den potentiell Ausgegrenzten, definieren läßt.

Was hieße dies für Berlin? Wir gewännen möglicherweise kritische Kriterien für die Bewertung des Planwerks, zum Beispiel, wenn wir kontrollieren: Wer wird ausgegrenzt, findet sich nicht wieder - wo soll er hinverwiesen werden? etc. (Zum Beispiel Familien mit Kindern in der Leipziger Straße oder auf der Fischerinsel, zum Beispiel Hausbesetzer oder nicht zahlungskräftige potentielle Nahverkehrsbenutzer angesichts der Preisentwicklung bei der BVG) Welches sind, Maßnahme für Maßnahme, die "Späne", die fallen müssen, wenn gehobelt wird - damit die Stadt hauptstadtfähig "gemacht" werden kann?

Sozialpsychologie und Integrationsproblematik

Diese These von der 80:20 Ausgrenzung als möglichem neuen europäischen Gesellschaftmodell des "In-or-out" (Touraine) führt mich zum Problem der Integration. Programmatisch annonciert sich das Planwerk ja ausdrücklich als städtisches Reintegrationsprogramm. Worin jedoch erweist es sich tatsächlich reintegrativ? Das Programm des Planwerks muß sich auf seine integrativen Potentiale hin befragen lassen.

Hierzu ist es dringend geboten auch bei umfänglichen Bauprojekten, einen Psychotherapeuten hinzuzuziehen, zum Beispiel Hans-Joachim Maaz. Ich befürchte, daß 20 Prozent der Bürger dieser Stadt dieses Planwerk, wie zuvor bereits Kollhoffs Alexanderplatzentwurf, als Aggressionsakt erleben. Maaz schreibt dazu 4) "Die Verwestlichung des Ostens - ich spreche nicht von Vereinigung, weil es die Verbindung von zwei Seiten zu einem gemeinsamen Neuen nicht gegeben hat - läßt sich auch wieder an den Städten gleichnishaft ablesen."

Man müsse, so mahnt er, die Psychologie des Beitritts, der Angliederung immer als eine Gefahr neuerlicher "innerer Faschisierung" in Rechnung stellen. "In diesem Prozeß haben sich die spezifischen Fehlhaltungen und Einseitigkeiten aus östlicher und westlicher Sozialisation gegenseitig verstärkt und leider nicht relativiert und sich wechselseitig in Frage gestellt. Die östliche Unterwerfungsbereitschaft hat den westlichen Herrschafts- und Dominanzanspruch nahezu provoziert und die durch Marktwirtschaft herausgemendelte Stärke und Durchsetzungscievemess auf westlicher Seite hat die jahrzehntelang konditionierte Anpassung und Unterordnung auf östlicher Seite erneut bedient." Es hieße aber die wechselseitigen Projektionen des jeweils hier Guten, da Bösen aus der Zeit des Kalten Krieges nun in eine neue Runde der Eskalation treiben, wenn der selbstbewußte Widerstand gegen dieses Planwerk von westlicher Seite als "spezielle Befindlichkeitsnummer", "Besitzstandsdenken", "Wagenburgmentalität" oder "Ostalgie" medialabgefackelt würde.

Bitte beachten sie allein die quantitative Verteilung der Medienpräsenz von West- und Ostakteuren beim PR-Spektakel um den City-Plan. Ganze 120 Zeilen räumte mir die "Berliner Zeitung" - mit immerhin 200 000 Tausend Lesern im Ostteil der Stadt ein, um gewissermaßen präventiv, so die Anfrage, "etwas zur Würdigung der architektonischen Qualitäten des DDR-Städtebaus" zu sagen. Das wars dann, der Rest kommt auf die Leserbriefseite, keine Chance für kulturelle Selbstidentifikation und wirkliche Debatte. Maaz bedauert, daß es bisher so gut wie keine Bürgeraktionen für den Erhalt der Mitte in den Städten gäbe und bewertet dies als Ausdruck der verlorenen Mitte der Menschen: "Wer bin ich überhaupt noch, was will ich wirklich und was ist jetzt notwendig?" In Berlin glücklicherweise wimmelt es von diesen Bewegungen für den Erhalt der Mitte geradezu. Da gibt es zum Beispiel die "sanften Belagerungen" eines Gebäudes - nur ist das leider in den Augen des Westens das falsche. Und was die DDR-Ensembles, die Straßennamen und beliebten Einrichtungen betrifft, so muß man "mit den Ost-Berlinern kontrovers reden" (Stimmann), weil man es angeblich besser weiß und überdies die Mehrheit der Stadt auf seiner Seite weiß. Das schickt die motivierten und selbstbewußten Akteure - die immerhin den drive einer selbstbefreienden Revolution noch ins sich spüren -geradewegs zurück ins "innere Gefängnis". "Um nicht nur eine neue Fassade zu schaffen (eine Zwangshauptstadtkulisse - S.H.), sind Raum und Zeit für echte Entwicklungsprozesse nötig, für deren Ermöglichung es politischen Willens und sozialen Schutzes bedarf." Eben das wird jetzt im Osten eingeklagt - mit der Faust auf dem Tisch und nicht in Unterwerfungshaltung.

(Diaserie soziales Leben)

Was in Berlin an Identitätszerstörung und Ausgrenzung bereits stattgefunden hat, verursacht notgedrungen Schmerz und Trauer. Ich sprach eingangs von meinem Kollegenkreis an der Bauakademie - unter den 18 ehemaligen Mitarbeitern gab es in den letzten Jahren zwei Suizidfälle: Der Ausgrenzung härteste Folge.

Mir kann es in diesem Augenblick nicht primär um eine ohnehin problematische "Würdigung des Städtebaus der DDR" gehen, hier ist der Anspruch auf eine ehrbare Biographie zu verteidigen. Die Bewohner dieser Stadt müssen das Bürgerrecht verteidigen dürfen, auch weiterhin ein Stück ihrer kollektiven Geschichte bewohnen zu dürfen, nicht nur die private Wohnung im

engeren Sinne. Touraine nennt es - unter Verweis ausgerechnet auf einen Berliner Stadtbürger, Georg Simmel, - die Chance, immer auch ein wenig fremd sein zu dürfen in seiner Präsenz in der Stadt. Verschiedene Wahrnehmungen, unterschiedliche Reflektionen, ein ausgesprochen differenziertes Normen- und Wertesystem und die Möglichkeit zu kleinen Ungleichzeitigkeiten wie mentalen Absenzen macht den Reichtum städtischer Wahrnehmung aus.

Diese nun gefährdet Ihr wunderschöner Plan, meine Herren, durch seinen Ansatz, **eine** städtische Identität herzustellen, gewissermaßen "wie man einen Tisch macht". Sie versichern, daß die bestehenden Gebäude der modernen Stadt des zwanzigsten Jahrhunderts ja alle respektiert würden und keine Abrisse vorgesehen seien. Das belegt einmal mehr, wie stark sie in materialen Dimensionen denken, denn die sozial determinierten Räume zwischen den Körpern und jenseits der Körper stehen - rhetorisch als "Leere" diskreditiert - zur Disposition. Der Plan ist vor allem deshalb so problematisch, weil er unter anderem den mit Erinnerungen gefüllten Raum der kleinen urbanen Alltagsrituale verdichtend aufzehrt: Die Sommerabende der Anwohner im großen Freiraum am Neptunbrunnen oder den Parkanlagen an der Friedrichsgracht, die verregneten Sonntage im "Palast" ebenso wie die Erinnerung an die Momente öffentlich gelebten Glücks auf dem Alexanderplatz oder im "Treibhaus" der Demokratie am Fuße des Fernsehturms. (Diafolie 1989).

Dieser "innere Film" als Stadtgeschichte hat nichts, aber auch gar nichts mit Nostalgie zu tun, sondern mit psychischen Prozessen und dem Anspruch auf Gedankenfreiheit, Spielräume der Phantasie und individueller Selbstidentifikation als Schutz vor Fremdbestimmung. Es bedeutet auch, sich nicht zum Objekt fremder Projektionen machen zu lassen.

Ein Einzelfall: Diese Frau, in den Aulbaujahren der erste weibliche Maurerlehrling Berlins, später Architektin im Büro von Josef Kaiser, hat eine tragische Geschichte zu bewältigen. Das rechte Bild wurde wenige Tage nach dem Bau der Mauer aufgenommen und zeigt, welche Spuren Geschichte in ein Gesicht graben kann. Nach gescheitertem Fluchtversuch, Haft in Hoheneck und Auslösung in den Westen, lebte sie zwanzig Jahren in Westberlin. Ihre einzige Chance, die traumatischen Erlebnisse zu bewältigen, liegt darin, ihr Leben, besonders das als Architektin als sinnerfüllt und gelungen zu rekapitulieren. Sie hat daher verständlicherweise nichts unversucht gelassen, ist im wahrsten Sinne des Wortes "von Lehmann zu Brauns gelaufen", um die vorgesehenen Abrisse fast sämtlicher Berliner Bauten ihres früheren Bürochefs abzuwenden. Josef Kaiser selbst, hat diesem Psychoterror nicht standhalten können. Am 5.10.1991 fuhr er mit seinem Wagen in einer Nadelkurve im Erzgebirge mit Vollgas geradeaus. Fast zeitgleich wurde eine Kollegin von mir an der Humboldtuniversität abgewickelt, als sie angab, unter anderem über Josef Kaiser zu forschen. Das erschien den Evaluateuren nicht länger sinnvoll zu sein, auch war der Mann ihnen nicht bekannt.

Zum Problem PLANUNGSKULTUR

Es gibt mehr Konsens hinsichtlich der Notwendigkeit raumpolitischer Ordnungsmaßnahmen und struktureller Planung in der Stadtregion Berlin, als die Autoren des Planwerkes bei ihrer Pressekonferenz darstellten; Es gibt auch ein mehrheitsfähiges und zukunftsorientiertes Leitbild, das der innovativen "Ökopolis". Und selbstverständlich ist hier die Senatsverwaltung für Stadtentwicklung, Umweltschutz und Technologie die federführende und kompetente Institution.

Planungshistorisch allerdings ist das Planwerk, das heute vorgestellt wird, bestenfalls einem postmodernen neuen Historismus des inneren rekonstruktiven Wiederaufbaus verpflichtet, das sich für kleinere Planungseinheiten etwa im Rahmen der IBA als tauglich erwiesen haben mag. Wenn nicht gar nur den

Charakter einer schlichten stadtwirtschaftlichen Machbarkeitsstudie hat es bestenfalls die Verbindlichkeit eines städtebaulichen Rahmenplanes. Die nun angestrebte Anwendung dieser im großen Maßstab für eine komplette Umstrukturierung der gesamten Berliner Innenstadt unter Bedingungen schwer prognostizierbarer Migrationen und Investitionen, kann kaum losgelöst von den Folgerungen für die gesamte Stadtregion gedacht werden. Berlin ist ein zu komplexes städtisches System, um auf längere Frist hin entwicklungspolitisch eine dominante Mittefo-

kusierung beibehalten zu können. Daher ist es ratsam sich regionalplanerischer Ansätze zu vergewissern, die Flexibilisierungs- und Umsteuerungspotentiale systematisch einbauen.

In einem gewiß konfliktreichen Lernprozeß hat sich seit etwa einem Jahrzehnt in der Bundesrepublik ein folgenreicher Diskurs über eine "neue Planungskultur" entwickelt. 5)

Fast schon wie eine neue "Charta" 6) der Planung ragt aus den verschiedenen lokal entwickelten Modellen, das Konzept der IBA Emscher Park heraus. Obwohl vor einem qualitativ anderen Problem stehend, als im Fall der Stadtregion Berlin, scheint mir die Grundkonstruktion und Methodik dieser "Werkstatt zur Erneuerung alter Industriegebiete" auch für den Berliner Fall wichtigem und zumindest anregende Prinzipien zu enthalten. Man könnte hier in Anlehnung von einer "Werkstatt zur nachhaltigen Weiterentwicklung und Anpassung freiräumlich definierter städtebaulichen Großanlagen" oder auch von "generationsüberschreitender Strukturanpassungsplanung für Stadtstrukturen des zwanzigsten Jahrhunderts" sprechen, ohne die problematische Identitätsrhetorik bemühen zu müssen und die antikommunale Hauptstadt Dominanz zu fixieren. Denn nomen est omen - schon in der Bezeichnung wird deutlich, welche Ziele ein Planwerk verfolgt. In ihrem ist vor allem "Cityaufwertung" angesprochen.

Dem Konstruktionsprinzip der IBA Emscher Park folgend, möchte ich abschließend folgende Empfehlungen für die methodische Qualifikation des Planungsvorhabens geben.

1. Grundwertedebatte auf verschiedenen Ebenen von Öffentlichkeit entlang der offensichtlich problematischen Themen rühren.
2. Verzicht auf "Vollregionalisierung" und damit verbundene "politische Geisterdebatten", die nur ermüden und sich totlaufen. Das heißt auch - weg mit dem Planwerk als gezeichnete Illusion.
3. Ausweisung einzelner "symbolischer Projekte", an denen exemplarisch Vertrauen gebildet werden kann und die die Grundwerte bestätigen: Dies könnte zum Beispiel eine den ökonomischen Realitäten und Bürgerinteressen gleichermaßen entsprechende Abrüstung der Alexanderplatzplanung sein oder eine bestandssichernde- und entwickelnde Entscheidung im Bereich Schloßplatz.
4. Verzicht auf zu starke Verrechtlichung im Interesse ökonomischer und ökologischer Flexibilität. Aber auch starke Schutzmechanismen für die "Ränder".
5. "Works in progress":

Abkehr von der dominanten Raumfokussierung des Planes in Richtung einer Zeitplanung. Ausweis von Etappen, Dringlichkeitsstufen, langfristigen Möglichkeiten.

6. Integration durch Partizipation. Machen Sie aus den "Betroffenen" Beteiligte!

Dies ist noch nicht gewährleistet, wenn Sie allein die Planergruppen paritätisch besetzen. Ein bißchen mehr Mühe muß man sich schon geben. Die Einheit in der Stadt ist ohnehin gescheitert. "Osteuropa", das Herr Schlögel heute beschwor, es reicht bis Ostberlin - als Subjekt von Bürgerschaftlichkeit wohlgermerkt, nicht als Objekt.

1) Alle Zitate nach: Der Hang zum Gesamtkunstwerk. Europäische Utopien seit 1800. Katalog Kunsthau Zürich, Düsseldorf, Wien, Aarau, Frankfurt/M. 1983.

2) Vergl. Hannah Arendt, Gestern waren sie noch Kommunisten ..., Freitag, Nr.27, 28.6. 1996, S. 11-12..

3) Alain Touraine, Die Stadt - ein überholter Entwurf? In: Demokratische Gemeinde, Die Stadt - On der Gegensätze. März 1996.

4) Hans-Joachim Maaz, Die entvölkerte Mitte - Verlust sozialer Bindungen in Ostdeutschland. In: Demokratische Gemeinde, Tagungsband a.a.O.

5) Vergl. dazu u.a. Klaus Seile, Was ist bloß mit der Planung los? Erkundungen auf dem Weg zum kooperativen Handeln, Dortmund 1994. Oder aktuell: Städte planen, baumeister, heft 12, Dezember 1996.

6) Vgl. K. Ganser, Th. Sieverts, Vom Speerlan, DISP (liegt dem Stadtforum als Test vor, bitte die korrekte Titelei ergänzen!). Desweiteren sei empfohlen: Entwicklungs- und Wirtschaftsförderungsgesellschaft Bitterfeld-Wolfen, Planungswerkstatt/Masterplan Bitterfeld-Wolfen, Broschüre 1996, Telefon: 034 93/341-181.

„Die städtebauliche Kalkulation - Vermögensaktivierung in der Stadt“

Von Gisbert Dreyer (Abschrift nach Ton-Mitschnitt)

Erlauben Sie mir bitte einige Vorbemerkungen, die meine Präsenz zu diesem Thema vielleicht auch erklären. Herr Dr. Stimmann hat mich vor einer Woche gebeten, den hier nicht mehr sprechen wollenden Herrn Groth zu vertreten, mit dem Hinweis, daß es notwendig sei, seitens eines in Berlin nicht unbedeutend wirkenden Investors zu der Ökonomie von Planungen etwas zu sagen. Der andere Aspekt meiner Anwesenheit ist, um aus der Sicht eines weitestgehend selbst auch Betroffenen zu sprechen. Trotzdem will ich sagen, daß soweit ich das bis heute rekonstruieren konnte, das Entstehen dieses Planwerkes und die Vorbereitungen der Diskussion über dieses Planwerk, ich sage das mal vorsichtig, recht unglücklich waren. So sind ganz offensichtlich wesentliche Teile fachlich qualifizierter und politisch engagierter und politisch Verantwortlicher - ich übertreibe jetzt etwas - fast konspirativ von diesem Prozeß ausgeschlossen worden. Ich fürchte sehr, daß diese Methode die inhaltlichen Diskussionen über dieses Planwerk sehr negativ beeinflussen wird. Mein Vorschlag an Herrn Senator Strieder und an Herrn Dr. Stimmann wäre, und ich übertreibe wieder, daß ein Kotau in dieser Richtung die Sache entschärfen könnte.

Zum Thema städtebauliche Kalkulation: es ist mir natürlich unmöglich, in den wenigen Tagen, die ich Gelegenheit hatte, dieses Planwerk zu sehen, eine Art Nachkalkulation über diese Planung zu machen. Ich erlaube mir insoweit einige Ausführungen, die mich auch persönlich beschäftigen, zu der Frage der Stadtökonomie und insbesondere zur Berliner Situation zu machen.

Das mir gestellte Thema ist wiederum interessant, denn es heißt „Vermögensaktivierung in der Stadt“, aber es handelt sich, und so ist es mir gegenüber erklärt worden, um Vermögens-aktivierung für die Stadt, und zwar Stadt als Eigentümer, als Organisation verstanden. Was ich an den Grundsätzen in diesem Planwerk begrüße, soweit ich das verstanden habe, ist der Versuch, eine gewisse Ordnung für die weitere Entwicklung der Stadt herzustellen. Die Sammlung und Kartierung aller bisher fortgeschrittenen Planungen, die hier in den Bestand eingezeichnet sind, zeigen per se Richtungen auf, rücken weiße Rächen in der Karte stärker ins Bewußtsein und schaffen so die Möglichkeit zu planen, bisherige Planungen zu überdenken und dann hoffentlich einmal auch zu handeln.

Aus meinen beruflichen Aufgaben und Erfahrungen in dieser Stadt heraus mache ich daher Vorschläge für eine Vorgehensweise, aus Geplantem und Gewünschtem auch Gebautes und Benutzbares zu machen. Zu klären sind erstens die vorgefundenen Umstände zur Definition der Aufgabe, zweitens die Probleme und Widerstände zu Lösungswegen und dann ein vielleicht konkreter Vorschlag des Vorgehens.

Aufgabe und erklärtes Ziel des Planwerks ist die Verdichtung der Innenstadt Ost und die Ergänzung der Innenstadt West. Unter Anerkennung der öffentlichen Armut, sprich der leeren Kassen in Berlin, ist das sicherlich ein notwendiger, überdenkenswerter Ansatz.

Ostberlin ist in der DDR-Zeit hauptsächlich unter Anwendung staatlicher Herrschafts- und staatlicher Finanzmittel geplant und gebaut worden, also mit Planungsgrundsätzen und Planungsmöglichkeiten, wie sie nur zentralistischen Staats- oder Gemeinwesen zur Verfügung stehen. Dies rührte zwangsweise und aber auch gewollt zu einer - wie ich es nennen will - Diskontinuität der Grundlagen städtischen Bauens. Seit den fünfziger Jahren, also mit dem Beginn der Etablierung der DDR auch als Staat, ist diese Diskontinuität zu den vorausgegangenen Jahren wirksam geworden und hat logischerweise und notwendigerweise zu einer anderen Stadt geführt. Mit dem wirtschaftlichen und politischen Bankrott der DDR und der Auflösung des so verfaßten Staates DDR nach insgesamt 40 Jahren haben sich wiederum alle politischen, eigentumsrechtlichen und ökonomischen Voraussetzungen des Planens und Bauens für diesen Teil der Stadt geändert. Die große Diskontinuität ist da und genauso unvermeidlich wie

die erste. Im Westteil der Stadt hat sich nichts geändert. Dort herrschte grundsätzlich Kontinuität der Bedingungen des Planens und Bauens. Der enorme Unterschied dieses jetzt eine Stadt bildenden Hintergrundes macht die Findung eines einheitlichen Gestaltungswillens auch so schwierig, denn das Denken hängt den Umständen auch in dieser Stadt hinterher.

Nach Klärung dieser allgemeinsten Grundgesetzmäßigkeiten des Planens und Bauens stellt sich wiederum die Frage letztlich ökonomischer Natur, die zu Klären Voraussetzung sinnvolles Planen und Handeln im Städtebau ist.

1. Frage: Was wird wann gebraucht für wen und wofür?

2. Frage: Wo sind die Reserven für Raum und Mittel um den gefragten Bedarf zu decken?

Die erste Frage kann man auf zwei Ebenen beantworten: die erste Ebene ist der heute bekannte oder mit hoher Wahrscheinlichkeit kurzfristig auftretende Bedarf, der als Partikel am Markt auftritt und befriedigt wird. Konkret sind das Bauvorhaben, die ihre Grundstücke schon gefunden haben und Planungen, die sie zu ihrer Verwirklichung brauchen. Die zweite Ebene sind die langfristigen Wachstumsannahmen und Vermutungen, die idealtypisch durch abgestimmte eigentumsrechtliche und hoheitliche, konkrete planerische Festlegungen so gelenkt werden, daß der Einklang von ökonomischer Machbarkeit, Verfügbarkeit von Raum und gewollter städtischer Organisation jeweils rechtzeitig erreicht werden.

Für die Frage nach den räumlichen Reserven in einer Stadt gibt es grundsätzlich zwei prinzipielle Antworten, die so alt sind wie die menschliche Siedlungsgeschichte. Die eine ist der additive Aufbau der Stadt, d.h. die äußere Erweiterbarkeit der Stadt durch Ringe. Die zweite Antwort ist die innere Erweiterbarkeit von Stadt, d.h. die vertikale und horizontale Nutzung von Reserveräumen. Beide Konzepte führen zu unterschiedlichen Kosten für die Aufwendungen und die Maßnahmen, die notwendig sind, städtische Organisation nicht nur zu begründen, sondern auch zu betreiben.

Für dieses Berlin gibt es meines Erachtens kurz- und mittelfristig nur ein konkretes Planungsziel, dessen ökonomische Begründung im Einzelnen sicherlich den Rahmen dieser Veranstaltung sprengen würde und die, wie ich es verstanden habe, mit der Planerarbeit auch nicht geleistet wurde. Daher möchte ich das hier auch nur als These formulieren. Absoluten Vorrang hat die Nutzung aller vorhandenen Raum- und Flächenpotentiale innerhalb der Stadt, je zentraler, desto besser. Es geht um die Nutzung und Ausschöpfung aller vorhandenen Infrastrukturen - und unter Beachtung der leeren Kassen - aller bereits bezahlten Reserven. Die Bundesrepublik Deutschland und das Land Berlin als die Erben des enteigneten Grundbesitzes des sozialistischen Staates der DDR können insbesondere in Ostberlin Grundvermögen aktivieren, und gleichzeitig Prinzipien der zweiten großen Diskontinuität, d.h. die Reprivatisierung der Stadt, also die Rückgabe der Stadt an die privaten Subjekte, organisieren. Dies erfordert von der Stadtverwaltung und den politischen Organisationen in der Stadt politische und verwaltungsrechtliche Maßnahmen zur Vereinheitlichung von Planungspraxis, Eigentumsverfügung und -bewertung und parallel der Verkehrs- und Infrastrukturplanung. Die beobachtete Überforderung der organisatorisch zersplitterten und auch zerstrittenen Verwaltung in Berlin brauchen als handelnde Organisatoren, und das ist mein Vorschlag, Private, die im Auftrag der Stadt und hoffentlich auch im Sinne der Stadt die projekt-, quartiers- und stadtteil-bezogenen Planungen einfordern, befördern, berechnen und dann auch veranlassen. Diese Organisation der Verifizierung von Planungen muß logischerweise in zeitlichen und räumlichen Stufenplänen erfolgen.

Eine kurze und nichtsdestotrotz ökonomische Analyse des Planwerkes: die Baumassen des Planwerkes belaufen sich überschlägig auf 4 Mio. qm BGF, dazu kommen die vorhandenen konkreteren Planungen, die bereits eine Zahl von ca. 6 Mio. qm BGF vorsehen. Das heißt, das Planwerk beschreibt ein Bauvolumen von ca. 10 Mio. qm Bruttogeschoßfläche. Die bereits geplanten 6 Mio. qm BGF reichen nach allgemeiner - und auch nach meiner - Einschätzung aus, den wirtschaftlichen Bedarf in der Stadt für die nächsten 10,12 bis 15 Jahre zu decken.

Das heißt, die jetzt in diesem Verdichtungsmodell angebotenen Flächen stellen ein additives Angebot für Wachstum dar, dessen Zeithorizont ich hier jetzt auch nicht schätzen mag. Wir haben also Zeit, denn was nicht gebraucht wird, wird nicht finanziert und dann wird es auch nicht gebaut.

Ein anderes Fazit aus dem Planwerk, wie es sich mir darstellt, ist der wesentliche Unterschied zwischen Aussagetiefe und Aussageziel zwischen City-West und City-Ost. Die City Ost als andere Stadt ist nach Überwindung der Euphorie der frühen 90-er Jahre in der Gunst der Investoren und der Einschätzung ihrer Lagequalität zurückgefallen. Heute würde ich sagen, ist die Mitte Ostberlins nach Kriterien, die für die Investitionen wesentlich sind, eine periphere Ib, Ic oder 2a-Lage. Die Realität, und das ist die Konsequenz, auf die das Planwerk bejahend oder auch verneinend eingeht, ist die Realität des wachsenden Investitionsdrucks auf die City West. Dies hat nichts mit der Schönheit dieser Stadtteile zu tun, sondern daß das Vorhandene einen Sog für das Neue ausübt, und in der Übertreibung, daß das Leere keinen Sog auf das Neue ausübt.

Das bedeutet, soll die City Ost verdichtet und aufgefüllt werden, und die Potentiale sind ja nachgewiesen, muß dort Nachfrage durch staatliches bzw. städtisches Handeln manipuliert werden. Erforderlich ist daher die Konzentration auf die Mitte und zeitversetzt auf andere Bereiche des inneren City-Ringes. Was also neben der Formulierung des städtebaulichen Leitbildes für den Prozeß unbedingt erforderlich ist, ist auch der politische Wille zur Schaffung der Organisation und der Voraussetzung für die Organisation, die Befugnisse und die Methoden, um dies alles zu tun.

Was ich jetzt etwas unvorbereitet sagen muß, ist folgendes: in der ganzen Diskussion, und das ist in dieser Stadt, aber nicht nur hier zu beobachten, wird aus der Borniertheit von Architekten und Stadtplanern herrührend die Frage selten bzw. ungenau diskutiert, wer in einer Stadt und nach welchen Kriterien und mit welchen Inhalten Bauentscheidungen fällt oder nicht fällt. Mein Vorschlag an die arbeitende Verwaltung ist zu untersuchen, welche Art von Bautypus in der Zukunft, und ich will nicht auf die hier eingehend dargestellten theoretischen Überlegungen eingehen, und welche Nutzungen in den 10, 12, 15 Mio. qm, die hier gebaut werden sollen, stattfindet. Und dann können auch die Voraussetzungen für eine Realisierungsfähigkeit geschaffen werden.

Ich hoffe sehr, Herr Senator, daß der Ansatz dieses Planwerks mit all seinen Schwierigkeiten auch wirklich zu Bewegung führt in der Stadt und von den Einzelparzellen und den heftigen Architektendiskussionen wegführt. Ich danke Ihnen.

Adressen der Referenten des 60. Stadtforums

Prof. Dr. Karl Schlögel
Europa-Universität Viadrina
Postfach 776
15207 Frankfurt/Oder

Dr. Hans Stimmann
Senatsverwaltung für Stadtentwicklung,
Umweltschutz und Technologie Am
Köllnischen Park 3 10173 Berlin

Prof. Dr. Fritz Neumeyer
Wielandstraße 16 10629
Berlin

Prof. Manfred Ortner
Rückertstr. 4
10119 Berlin

Bernd Albers
Oranienplatz 4
10999 Berlin

Dr. Dieter Hoffmann-Axthelm
Fehrbelliner Straße 5
10119 Berlin

Gisbert Dreyer
Roland Ernst Städtebau- und Projektentwicklungs-GmbH
Mohrenstraße 30 10117 Berlin

Dr. Simone Hain
Institut für Regionalentwicklung und Strukturplanung
Flakenstraße 28-31
15537 Erkner bei Berlin